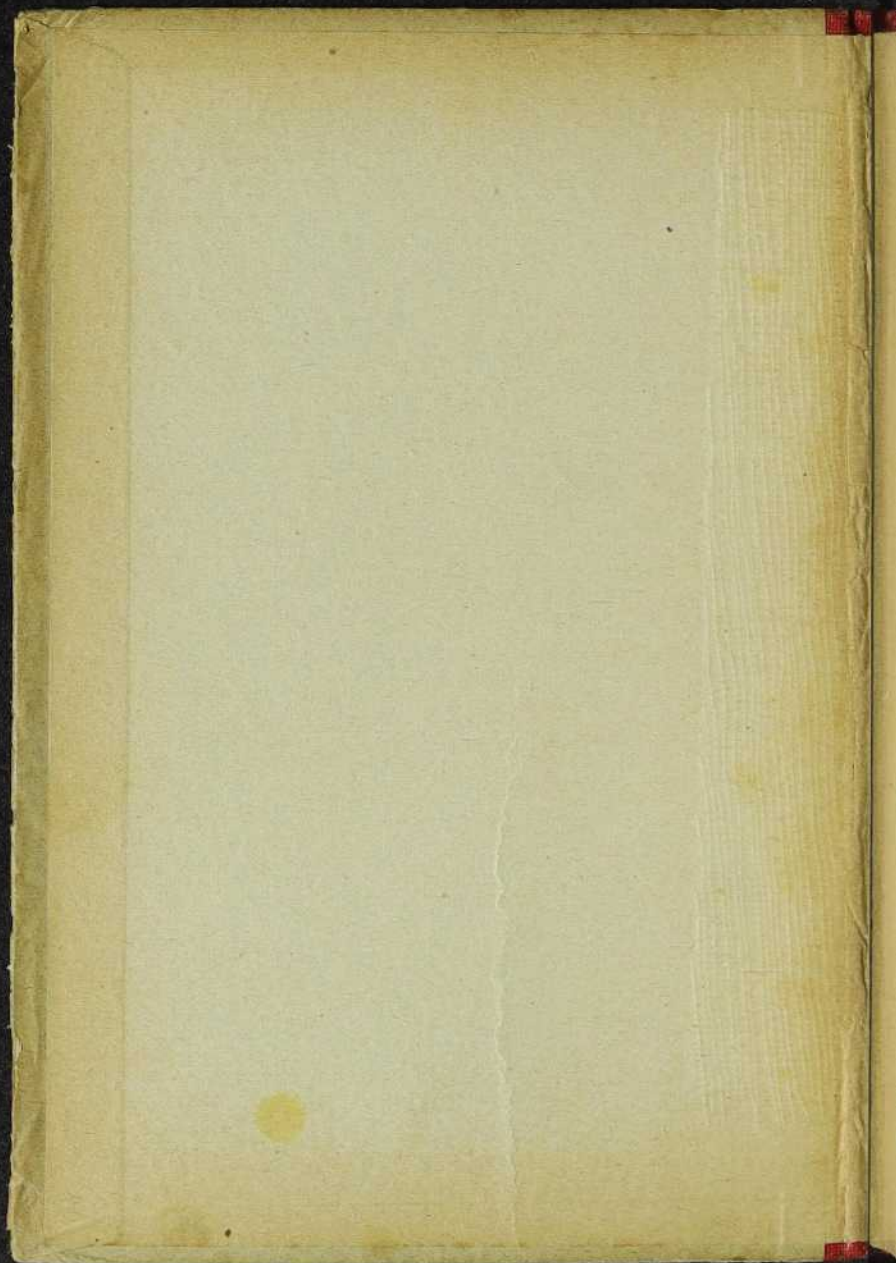


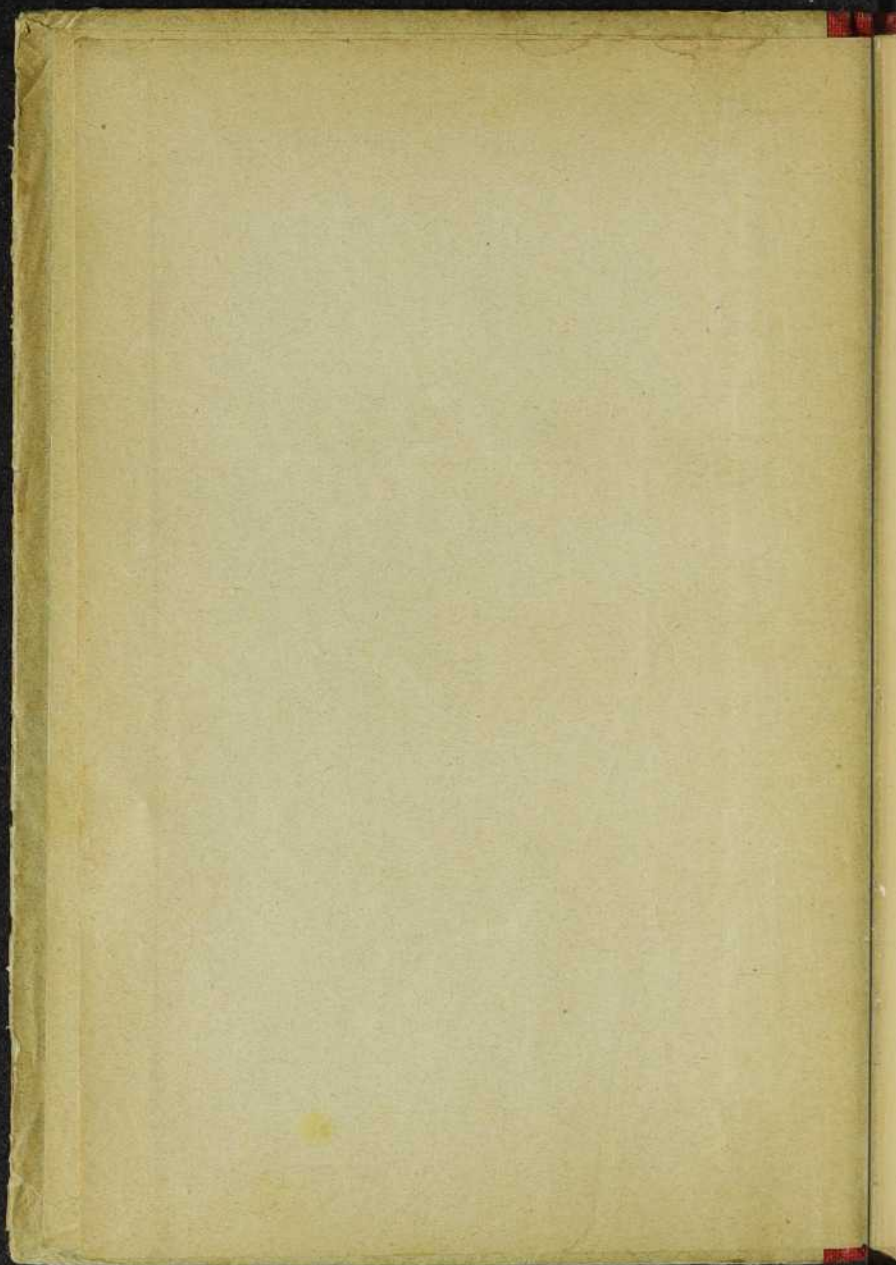
JOHANN SCHMIDGALL'S Jugendjahre.

Eine Erzählung
von DR. C.G. BARTH.





138



Johann Schmidgall's
Jugendjahre.



Eine Erzählung für Christenkinder

von

Dr. Chr. G. Barth.

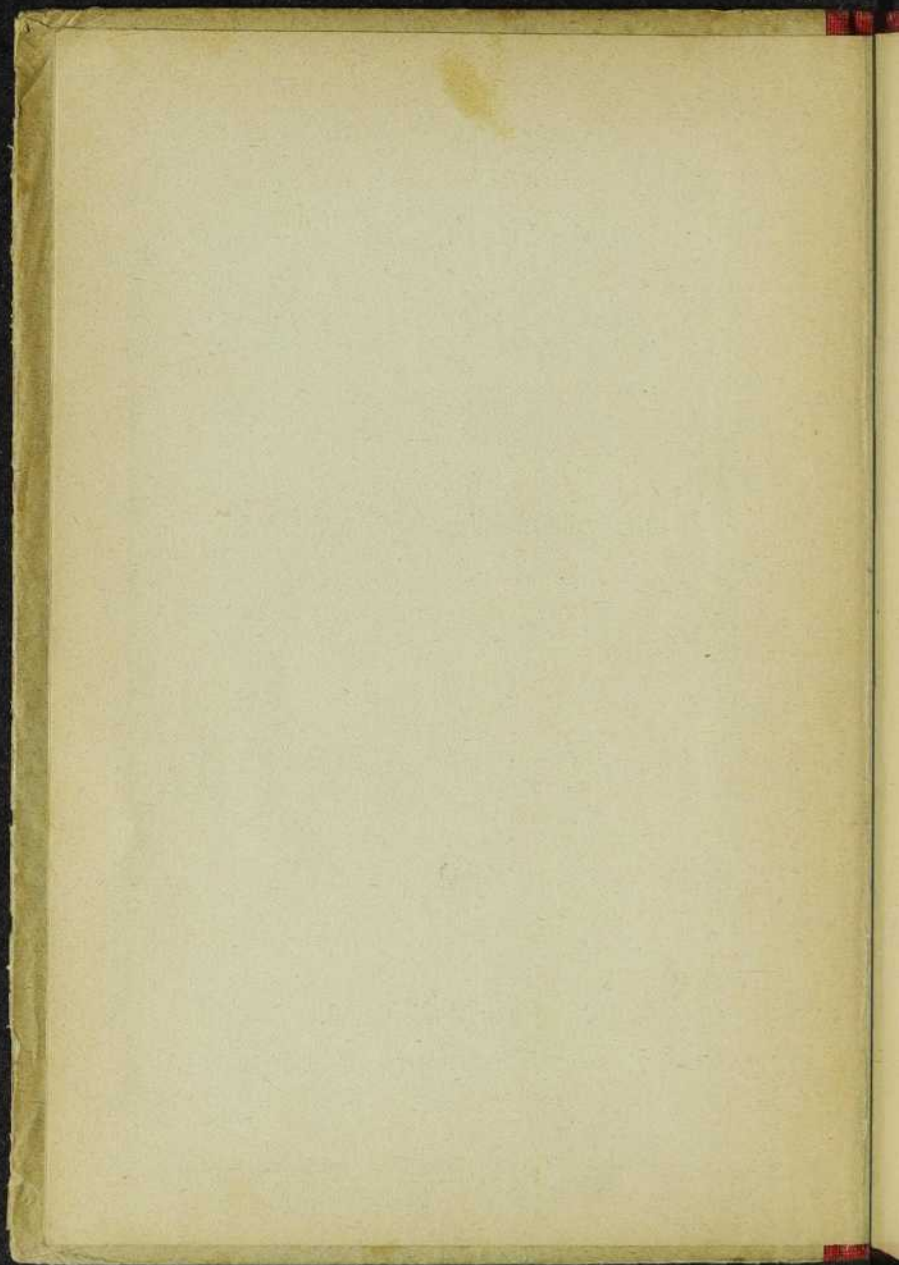


===== Neue Ausgabe. =====



Verlag von Carl Hirsch.

Konstanz.



1.

Löwenstein und Lichtenstein.
Welches mag wohl schöner sein?

Ich weiß es nicht; auf dem Löwenstein bin ich mehr als einmal gewesen; den Lichtenstein aber habe ich nur von ferne gesehen, wie Mose das gelobte Land. Ja, da fällt mir eben ein, daß ein wackerer Mann, den ich wohl gekannt habe, und dessen Bild in meiner Stube hängt, die Lage von Löwenstein mit der Lage von Jerusalem verglichen hat, die er freilich, wie ich auch, nur aus Abbildungen kannte. Ich für meinen Teil glaub's nicht, daß sich beide ähnlich sehen; aber das muß ich sagen, daß die Aussicht Mose's vom Berg Nebo herab in das verheißene Land nicht viel schöner gewesen sein kann als die Aussicht von der Löwensteiner Burg herab auf die reich- gesegneten und geschmückten Hügel und Thäler, die unabsehbar weit vor dem Auge sich entfalten. Einen Jordan sieht man freilich hier nicht; indessen mag der kleine Weiher da unten am Fuß des Berges dem Auge ungefähr ebenso groß erscheinen als dem Mose das galiläische Meer, wenn er es von Pisga aus sehen konnte. Milch- und Honigbäche sieht man auch nicht; aber Most und Wein im Ueberfluß.

Doch ihr wißt am Ende noch gar nicht, wo Löwenstein liegt; denn es ist nicht so berühmt wie Lichtenstein. Von Heilbronn habt ihr gewiß schon gehört, und von Weinsberg ist auch euch im Norden die Geschichte der Weibertreue bekannt. Nur zwei Stunden seitwärts gegen

Süden liegt der Löwenstein, und beherrscht das ganze Weinsberger Thal, eine der schönsten und fruchtbarsten Gegenden des Landes. Im Süden lehnt sich der Hügel an das Gebirge des Murrhardter Waldes; gegen Westen, Weinsberg zu, springt er steil ins Thal herein. Auf seiner ersten Felsplatte liegt das kleine Städtchen Löwenstein, auf der zweiten, weiter oben, liegen und stehen die Trümmer der alten Burg. Am obern Ende des Städtchens, an die Ruppe gelehnt, die das alte Schloß trug, steht ein neueres, noch bewohnbares, in das ich aber nie hineingekommen bin, denn das alte mit seiner prächtigen Aussicht war mir immer gut genug. Rechts blickt man weit hinein ins hohenloheische Land, links ins freundliche Zabergäu mit dem Michelsberg, und bis auf die Feuerbacher Haide; vor sich hin sieht man am fernen Ende des Hügellandes den Melibocus, den ich in der Nähe von Darmstadt oft begrüßt habe. Die zerstörte Burg oben auf dem Berge soll mein alter Nachbar Graf Adelbert IV. von Calw, erbaut haben, als ihn der Herzog Welf VI. ums Jahr 1150 aus seinem väterlichen Erbtheil vertrieb. Von da an besaß ein Zweig des gräflichen Hauses Calw die Burg und die nächste Umgegend von Löwenstein, bis ums Jahr 1270 mit dem Grafen Gottfried dieser Zweig ausstarb. Hierauf kaufte der Kaiser Rudolf von Habsburg die Grafschaft, und gab sie seinem unehelichen Sohne Albrecht. Nach dessen Tode bekam sie der Markgraf Rudolf von Baden, und nach diesem der Pfalzgraf Friedrich. Dessen Sohn Ludwig, den der Kaiser Maximilian im Jahr 1510 förmlich zum Grafen von Löwenstein ernannte, ist der Stammvater des noch jetzt blühenden fürstlichen Hauses Löwenstein, welches seitdem auch noch die Grafschaft Wertheim dazu erwarb, und sich deswegen Löwenstein-Wertheim schreibt. Der Fürst wohnt jetzt nicht mehr in Löwenstein, sondern in Wertheim am Main, wo es eben auch gar schön ist, und kommt nur von Zeit zu Zeit einmal nach Löwenstein, um sein altes Stammschloß

und das umherliegende Paradies zu sehen. Im Jahr 1525 wurde die alte Burg in dem bekannten Bauernkriege zerstört, und jetzt steht neben altem zerfallenem Gemäuer nur noch ein 80 Fuß hoher, steinerner Turm, zu dessen Höhe seit einigen Jahren eine neue Treppe führt. Von oben herab sieht man ein reizendes Rundgemälde: rechts drunten in einem Thaleinschnitt liegen die noch ziemlich erhaltenen Gebäude des alten Klosters Vichtenstern; links in einem engen Thälchen am Eingang eines abhängigen Maunbergwerks das Theusser Bad, und vorne hinaus streift das Auge über eine Menge Städte und Dörfer, Berge und Thäler. Doch diese Aussicht will ich nicht beschreiben; es ist fast, wie wenn ich den Geschmack des guten Löwensteiner Weins malen wollte. Wenn man von Löwenstein gegen Süden geht, wo es sich ans Gebirge anschließt, zieht sich der Weg bei einer halben Stunde allmählich aufwärts, alsdann gelangt man durch einen ausgehauenen Wald, eine steile Steige hinab, in ein enges Thal, das gegen drei Stunden lang gerade fortläuft, und sich nur unmerklich erweitert. Zu beiden Seiten sieht man nichts als alte Eichen und Buchen, und die steilen Felsen, auf denen sie stehen. Doch zeigt sich hie und da rechts oder links ein schmaler Thaleinschnitt mit Wiesengrund; in der Mitte aber rauscht ein kleines Bächlein zwischen Erlengebüsch über glatte Steine dahin, und schlängelt sich durch das ganze Thal. Dieses Bächlein heißt wegen seines hellen klaren Wassers Lauterbach; man sagt aber nur schlechtweg „die Lauter,“ und das ganze Thälchen hat den Namen Lauterthal.

Um's Jahr 1500 wurde nicht weit vom Fuß der Steige eine Glashütte angelegt, von der man, wenn man ein wenig in die Erde gräbt, heute noch Spuren finden kann. Einst soll ein großes Dorf mit einer Kirche da gestanden sein; jetzt aber findet man nichts mehr als einige niedere Häuschen, von Barchentwebern und andern armen Leuten bewohnt, die mit Holzschnittwaren, Strohhüten

vom Schwarzwald und dergleichen Sachen aufs Land hinaus Handel treiben. Das Dörfchen heißt Alt-Lautern. Als nun die Glashütte dort aufhörte, sei es, daß das nächste Holz verbraucht war, und zu weit hergeführt werden mußte, oder aus irgend einem andern Grunde, — so wurde eine andere, eine Viertelstunde weiter unten aufgebaut. Dort steht jetzt ein Dorf, Neu-Lautern genannt, von einem lustigen, leichtfertigen und beredten Völkchen bewohnt. Die Glashütte steht heute noch, wird aber seit Jahren nicht mehr betrieben, weil der Besitzer in einem andern Orte in der Nachbarschaft, wo das nötige Holz noch näher zu haben ist, eine zweite angelegt hat.

Geht man wieder eine Viertelstunde, so sehet ihr schon an den schwarzen Schlacken, mit welchem die Straße beschüttet ist, daß wir an eine Hammerschmiede kommen, wo die Lauter durch Zuflüsse aus den Seitenthälchen bereits so viel Stärke erlangt hat, um ein solches Werk treiben zu können. Wir treten einen Augenblick hinein, um die Vorrichtungen des Eisenhammers mit anzusehen. Noch eine Viertelstunde weiter führt uns in ein größeres Dorf, das eine Kirche hat, und Spiegelberg heißt. Der Bach teilt es in zwei Teile, und den östlichen nennt man nur kurzweg: Ueber dem Bach als ob die westlichen Wohnenden nicht auch über dem Bach wären. Vielleicht deutet dieser Name an, welche Seite des Bachs zuerst angebaut wurde. Das Thal ist hier schon etwas weiter; doch sind auf der Abendseite die Häuser am Abhang des Berges hinauf gebaut, und eine einfache Häuserreihe zieht sich südlich am Berge hin, so daß das Dorf, von oben herab betrachtet, aussieht wie eine Art mit einem Stiel. Der Name Spiegelberg kommt von einer Spiegelhütte her, die ums Jahr 1709 von dem ehemaligen Kirchengut angelegt wurde. Diese Anstalt hatte die Absicht, manches schöne Stück Geld, das für Spiegel ins Ausland ging, im Lande zu behalten, und dieser arm-seligen Gegend, die nichts als Gras und Holz erzeugt,

einige Nahrung zu verschaffen. So bauten sich denn nun zuerst die Arbeiter an; dann wurden Wohnungen errichtet für einen Oberaufseher, einen Gegenschreiber, einen Stabsamtmann und einen Spiegelmeister. Nach und nach siedelten sich noch mehr Leute an, welche da und dort ein Stückchen des wilden Bodens urbar machten, und sich ein Häuschen bauten mit einem Gärtchen daneben. Auf diese Weise entstand in der Folge aus einer Spiegelhütte ein Dorf von mehr als 500 Einwohnern, das zwar den Namen Spiegelberg hat, aber von der ganzen Umgegend von Alters her immer Spiegelhütte genannt wird.

Nicht lange nach Errichtung dieser Spiegelhütte entstand in dem Erzbistum Salzburg eine große Bewegung unter den Leuten, welche freie Ausübung ihres protestantischen Glaubens verlangten. Sie stammten zum Theil noch von den alten Waldensern und Hussiten her, zum Theil hatten sie sich um die Zeit der Reformation der neuen Lehre zugewendet. Lange Zeit hatte man ihnen nichts in den Weg gelegt; als man sie aber zwingen wollte, römisch-katholische Gebräuche zu beobachten und ihren bisherigen Glauben aufzugeben, so wehrten sie sich dagegen mit der äußersten Entschlossenheit. Lange Gefangenschaft und alle Arten von Mißhandlung wurden vergeblich angewendet, um ihnen eine andere Ueberzeugung beizubringen, und endlich erhielten sie im Jahr 1730 durch Verwendung der protestantischen Reichsfürsten die Erlaubnis, ihr Vaterland mit ihren Habseligkeiten zu verlassen. Auf diese Weise verlor der Erzbischof von Salzburg gegen 30000 arbeitsame und getreue Unterthanen, meistens Ackerbauern, die auf der Welt nichts verbrochen hatten, als daß sie gegen sein Verbot das Christentum nach ihrer gewissenhaften Ueberzeugung ausüben wollten. Sie ließen sich in verschiedenen Ländern, in und um Deutschland her, nieder, und bauten dieselben, wo sie hinkamen, fleißig an. Ein Theil von ihnen kam nach Württemberg, und bat um irgend einen Platz zur Niederlassung, wenn es auch

schlechtes Land wäre. Sie erhielten einen Platz im Schwarzwald, und bauten das Städtchen Freudenstadt. Einzelne fanden da und dort eine Unterkunft. Unter ihnen war einer, Namens Leonhard Stiegler, der von seinem geringen Eigentum im Salzburger Lande, das nur in einigen Ländereien bestand, wenig genug mit fortgebracht hatte, und endlich genötigt war, gute Leute um Almosen anzusprechen. So bettelte er sich durch bis nach Hirrweiler bei Löwenstein, wo ihn die Bauern aus Barmherzigkeit zu ihrem Hirten annahmen. Nachdem er sich ein wenig erholt hatte, zog er hinab nach Spiegelberg, und baute sich dort am Walde hin ein Häuschen, wie es die armen Leute im Salzburgerischen gewohnt waren. Es wurden bloß viereckige oder runde Holzblöcke aufeinander gelegt, die Zwischenräume mit Moos und Erde verstopft, und nur zwei Fensterchen, oder vielmehr Gucklöcher angebracht. Man nannte es in Spiegelberg nur „das Bloßhäuschen“.

Stiegler hatte eine Tochter, welche als Magd bei dem Bauern Jakob Schmidgall in dem Weiler Dauernberg bei Reichenberg diente. Der Vater dieses Jakob Schmidgall in Dauernberg lebte in Höchberg. Er hatte einen Bauernhof, und handelte mit hallischem Salz. Dessen Vater war von Mayenfels gebürtig, und sein Großvater, der zur Zeit der Reformation lebte, von Hall. Warum ich euch das sage, werdet ihr nachher erfahren.

Jakob Schmidgall in Dauernberg war ein gutmüthiger Mann, und seine Güte wurde auch häufig in Anspruch genommen. Alle Bettelleute, die nach Dauernberg kamen, erhielt er über Nacht, weswegen auch sein Haus gewöhnlich nur die Bettlerherberge genannt wurde. Saß er dann mit seinen Leuten beim Nachteffen, und die Bettler hatten sich auf dem Ofenbänken umher gelagert, so konnte er ganz gemüthlich sagen: „Ach höret! Ihr müßt nicht alles aufessen, daß die Leute dort hinten auch noch etwas bekommen.“ Er war ehrlich und redlich, von Leibeskräften stark und abgehärtet; und wenn die Kälte so groß war,

daß die Vögel aus der Luft herabfielen, so rieb er seine Hände nur mit Schnee, dann fror es ihn den ganzen Tag nicht mehr. Er war der beste Schütze in der ganzen Gegend und ein großer Liebhaber von Reisen. Oft kam er mit seinem Fuhrwerk bis an den Rhein, wo er Wein samen kaufte, den er dann zu Hause wieder verkaufte. Im ganzen Dörflein war er der reichste Bauer, und konnte jedem seiner sieben Kinder 500 fl. Heiratsgut mitgeben, was in damaliger Zeit eine schöne Summe war. Einer seiner Söhne verheiratete sich nach Sulzbach, und bekam dort einen großen Bauernhof; zwei andere bekamen seinen Hof in Dauernberg; und der vierte, der jüngste, für den eigentlich der Hof bestimmt war, gab seine Ansprüche auf, weil er die Magd seines Vaters heiraten wollte, die er lieb gewonnen hatte. Sie war die Tochter des Leonhard Stiegler, von dem ich euch oben erzählt habe, und besaß, wie ihr schon wisset, keinen Heller im Vermögen, weswegen auch die Eltern große Schwierigkeit machten, bis endlich Jakob, so hieß dieser jüngste Sohn, ihre Einwilligung erhielt. So zog er denn gutes Muths mit seiner Elisabeth nach Spiegelberg, und kaufte sich ein Haus von mittlerer Größe, das auf der westlichen Seite des Bachs am Berge stand. Nachdem es bezahlt war, blieb ihm von seinem Heiratsgut wenig übrig, und Elisabeth hatte nichts mitgebracht als eine alte Truhe. Einige Stücke Wiesen, auf denen sie zur Not eine Ruh erhalten konnten, waren ihr einziges Eigentum; dennoch schmeckten ihnen morgens die Milchsuppe, mittags die Klöße und abends die Kartoffeln vortrefflich, weil sie neben der Arbeit und Bewegung im Freien ein redliches Herz und einen zufriedenen, heiteren Sinn hatten.

Die Spiegelhütte, welche damals der Herzog Karl übernommen hatte, brauchte ein beständiges Fuhrwerk, sowohl um alles Erforderliche herbeizuführen, als um die gefertigten Waren fortzuschaffen, theils nach Heilbronn, theils nach Stuttgart. Die Hütte lieferte Gläser bis zu

sieben Fuß Höhe, reine Ware, schöne Schleif- und Belegarbeit, und hatte vielen Absatz im Lande selbst und auch nach Frankreich und Holland. Es waren vier herrschaftliche Pferde da, nebst Wagen und Geschirr, und Jakob Schmidgall hatte das Fuhrwerk in Pacht genommen, oder vielmehr, er bekam für die Besorgung desselben wöchentlich einen bestimmten Lohn. Das war nun so recht seine Freude, mit der Peitsche in der Hand neben so gut gefütterten, wohl besorgten und schönen Tieren herzugehen und mit seinem herrschaftlichen Fuhrwerk keinem andern ausweichen zu dürfen. Wollte ihm jemand dieses Vorrecht streitig machen, so war er Mann genug, sich nach Fuhrmannsrecht, von dem ich in der Bibel noch nichts gefunden habe, mit Gewalt auf seinem Posten zu behaupten; denn an Stärke und Behendigkeit suchte er seinesgleichen, obschon er nur von mittlerer Größe war. Indessen war einer seiner Brüder noch stärker als er.

Herzog Karl kam oft nach Spiegelberg, um die Spiegelfabrik zu besuchen. Da war unter seiner Dienerschaft ein Heidut von ungemeiner Größe; denn der Herzog hatte eine Freude an schönen, schlanken und großen Leuten, und wo er einen solchen Mann in seine Dienste bekommen konnte, der mußte her. Jakob lief bei dieser Gelegenheit auch in den Ställen herum, die Pferde des Herzogs, und was er sonst bei sich hatte, zu besuchen. Der Oberaufseher der Hütte spazierte gerade auch da herum und Jakob war wohl mit ihm bekannt.

„Seht, Jokele,“ fing er an, „was das für ein großer Mann ist! Gelt, an den möchtet Ihr Euch nicht machen?“

„Hoho! thät's doch mit ihm versuchen.“

„Ei, ei! Wo denkt Ihr hin! Er ist ja um einen ganzen Kopf größer als Ihr.“

„Thät's doch mit ihm versuchen.“

Der Heidut hatte das Gespräch von weitem gehört, sein Ehrgeiz wurde rege; er kam vollends herzu und seines

Sieges gewiß sagte er mit Lachen: „Nun, ich will's auch mit Euch versuchen, weil Ihr's doch nun einmal so haben wollt.“

Man ging sogleich in einen großen, leeren Pferdestall, dessen Boden mit Streu bedeckt war; der Oberaufseher nebst groß und klein folgten hinten nach, um den Spaß mit anzusehen. Die zwei Kämpfer faßten sich. Sie wiegten rechts, links, wieder rechts, und plump! da lag der Heiduk, so lang er war, gestreckten Weges auf dem Boden. Alles lachte hell auf; — nur der Heiduk nicht; denn sein Blut geriet nicht wenig in Wallung. Wenn man nicht weiter Ehre zu verlieren hat als die, der körperlich stärkste zu sein, so wehrt man sich natürlich darum, so gut man kann. Der Heiduk rief: „Es muß auf drei Gänge gehen; es ist noch nicht entschieden, wer gewonnen hat.“ — „Meinet halben wohl,“ erwiderte Jakob, faßte den Heiduken, wandte eine neue Krieglisle an und legte ihn zum zweitenmal ganz unsanft auf die Streu. Jetzt geriet der Heiduk in Hitze und knirschte mit den Zähnen vor Zorn, Jakobs Gemüt loderte auch schnell auf und der dritte Angriff war fast ein ernstlicher. Aber nichts half dem Heiduken seine Größe und Stärke; er mußte den festen Knochen und der überaus großen Behendigkeit Schmidgalls weichen, und noch einmal auf der Streu liegen. Darauf gingen Sieger und Besiegter miteinander ins Wirtshaus und stellten die Freundschaft bei einem Glas Wein wieder her.

Bei einem andern Besuche hatte Herzog Karl einen flinken Käufer bei sich, mit welchem Jakob um die Wette lief und den er um eine gute Strecke überholte.

Einst fuhr er wieder mit einem Wagen voll Spiegel nach Stuttgart. Als er eben unterwegs einkehren wollte, betrachtete er einen Güterwagen, der vor dem Wirtshause stand; er war unbeladen, aber so schwer an Holz und Eisen, daß ein Pferd daran zu ziehen hatte. Der Eigentümer des Wagens, ein Bekannter, schaute oben zum Fenster heraus und rief dem Jakob zu:

„Ja, Jokete! Den Wagen laß nur stehen, den kannst du nicht lupfen.“

„Ich wollt's doch versuchen; was soll's gelten?“

„O! Wenn du den Wagen in die Höhe hebst, so zahl' ich dir einen ganzen Eimer Wein.“

Gut! Schmidgall machte sich sogleich an die Arbeit und hob an der Langwied das Hinterteil des Wagens so hoch in die Höhe, daß bei seinem Fallen das ganze Pflaster zitterte.

„Hör' Jokete,“ rief der Fuhrmann, „mit dir lasse ich mich nicht mehr ein; du kannst auf den Dächern laufen.“

So gab es manchen lustigen Austritt nach Fuhrmannsart, aber auch manche Gelegenheit zum Trinken. Jakob war von Natur ein sehr gutmütiger Mann; sobald ihm aber der Wein zu Kopfe stieg, war er geneigt zum Zanken und Streiten. Mittheidig war er in hohem Grade; wenn ihn ein Armer um etwas ansprach, so wies er ihn nie leer ab, wenn's nur immer möglich war, zu helfen, und er bedauerte nur, daß er nicht allem Uebel abhelfen konnte. Kam er abends vom Lande nach Hause und war zu Handeln geneigt, so wußte sich seine Elisabeth schon darein zu schicken. Sie brachte ihm ordentlich seine Rahmsuppe und sein Rümptchen mit Milch, schwieg und ließ ihn machen. Sie hatte, da sie meist allein zu Hause blieb, mit ihrer Haushaltung und ihren Kindern genug zu thun. Von sieben Kindern, welche sie ihrem Manne gebär, blieben indes nur drei am Leben, Johann Georg, Johannes und Christina. Von Johann Georg werde ich nun in diesem Büchlein weiter erzählen.

2.

Löwenmut und Lammesart
Sieb uns auf der Pilgerfahrt,
Gegen dich ein kindlich Herz,
Freude bei so manchem Schmerz!

Am 1. November 1743 wurde Johann Georg Schmidgall geboren und zeigte schon als Kind ein stilles, ruhiges Gemüt, während dagegen sein Bruder Johannes so un-
littig und ungebärdig war, daß er ganze Nächte hindurch schrie und die ganze Nachbarschaft vor ihm nicht schlafen konnte. Wenn die Mutter aufs Feld gehen mußte, so wickelte sie nur geschwind ihren Johann Georg in die Schürze und trug ihn hinüber zu ihren Eltern, welche jenseits des Bachs in dem Blochhause wohnten. Hatte ihm dann seine Großmutter etwas süße Milch oder ein Honigbrot gegeben, so verhielt er sich ganz ruhig, ja von lauter Milch und Honig wurde er nach und nach ganz fett und rund. Einmal hatte ihn die Mutter allein zu Hause in der Wiege gelassen. Als sie nun wieder heimkam und nach dem Kinde sehen wollte, war die Wiege leer. Sie erschraf, suchte und fand ihren Kleinen endlich unter dem Tische liegend, wo er ganz freundlich hervorguckte. Wenn er Schläge bekam, weinte er nicht, so daß sich die Mutter darüber ärgerte und ihn einmal so lange auf die Waden schlug, bis sie nicht mehr konnte. Er weinte aber dennoch nicht.

Als der Knabe einige Jahre älter war, mußte er gleich mit an die Arbeit. Dürres Holz im Walde zusammensuchen, Dünger in den Garten oder auf die Wiese tragen u. dergl., waren seine Frühlings- und Sommer-Geschäfte; an den Winterabenden saß man beisammen und schnitzte Dichtspäne. Hatte er im Sommer freie Stunden, so ging er mit seinen Kameraden an den Bach, wo es sein größtes Vergnügen war, Forellen zu fangen oder

Krebse zu suchen, welche dann an die Herren im Dorfe verkauft wurden und einen kleinen Beitrag zu den Haus-
haltungskosten lieferten. Damals ging es noch recht arm-
selig bei seinen Eltern her. Der Vater war in den ersten
Jahren bloß als Schleifer in der Spiegelhütte angestellt,
und da er dies Geschäft erst erlernen mußte, so bekam er
nur 40 kr. Wochenlohn; erst etwas später, als er das
Fuhrwerk zu besorgen hatte, verdiente er wöchentlich viert-
halb Gulden. Einmal sagte Elisabeth zu ihrem Manne,
als er von der Hütte nach Hause kam: „Bring’ mir nur
auch einmal ein paar Hände voll Hafer, daß ich meine
Hühner füttern kann. Andere nehmen’s ja Simri- und
Malterweise mit heim.“ — „Halt’ mir dein Maul mit
solchen Sachen!“ antwortete Jakob. „Gott bewahre mich!
Wir wollen ehrliche Leute bleiben. Kein Körnchen bring’
ich dir; weißt du nicht, daß ehrlich am längsten währt?“
— „Drum hab’ ich nicht daran gedacht,“ entgegnete die
Frau, „daß so ein bißchen eine Sünde wäre, wir wollen’s
lieber bleiben lassen!“ — Jakob wußte wohl, daß ein
Tropfen Gift auch Gift ist, und daß eine Sünde, sie sei
klein oder groß, eine Uebertretung des Gebotes Gottes
und also eine Beleidigung Gottes ist.

Bei seiner Großmutter im Blochhause kehrte der
Knabe fleißig ein; er kletterte an den Haselnußstäuden
hinauf, die vor dem Hause standen, und pfiß mit den
Vögeln ihr Morgenlied, bis ihn die Großmutter herein-
rief. Dann bekam er gewöhnlich grünes oder gedörrtes
Obst, welches letztere auf dem obern Boden des Hauses
in einer großen Truhe aufbewahrt wurde. Einmal wollte
er die dürrn Aepfelschnitz selbst auffuchen, ging leise die
Treppe hinauf und fand auch wirklich die Truhe, die nicht
geschlossen war, vermutlich weil die armen Leute kein
Schloß besaßen, oder weil sie in ihrer Armut an keinen
Dieb dachten. Der Knabe machte den Deckel auf, was
ihn aber große Anstrengung kostete, und weil die Truhe
groß und hoch, er aber noch klein war, so stieg er ganz

hinein, indem er aber sich aufrichtete und mit einer reichen Beute davonmachen wollte, fiel der schwere Deckel zu und — die Maus war gefangen. Zum Glück hatte die alte Großmutter den Klapp gehört, und da sie so halb und halb etwas Verdächtiges gemerkt haben mochte, ging sie hinauf und öffnete die Truhe. „Warte, du kleiner Schelm,“ fing sie an, „ich will dir mausen! Geh’ nur heraus und laß es ein andermal bleiben! Der große Deckel hätte dich ja totschlagen können.“ Da kroch denn ihr Johann aus der Mause Falle heraus und hütete sich künftighin wohl vor der großen Schnitztruhe.

Auch Johannes übrige Geschwister, der unruhige Wildfang Johannes und die stille nachdenkliche Christina, wußten den Weg ins Bloßhäuschen, und sahen’s gern, wenn die Großmutter sich anschickte, eine Schürze voll dörres Obst unter dem Dache zu holen. Als sie aber anfangen, auch von ihrer Kameradschaft mitzubringen, so wurde es der Großmutter bang um ihren kleinen Vorrat, und sie dachte darauf, die Kinder auf eine andere Weise zu beschäftigen. Sie suchte alle biblischen Geschichten hervor, welche noch in ihrem Gedächtnis zu finden waren, und erzählte ihnen bald von dem Knaben Joseph, wie er einen so schönen Rock gehabt habe, und wie der Rock blutig geworden sei, und wie seine Brüder den Joseph verkauft haben weit weg in ein fremdes Land, und wie er dort ein vornehmer Herr geworden sei, der mit Kutschen und Pferden fahren durfte u. s. w. Dann erzählte sie auch von David, dem Hirtenknaben, der auf dem Felde draußen so schöne Lieder gesungen und mit der Harfe dazu gespielt habe, auch das, daß er einen Löwen und dann einen Bären, und endlich den großen Riesen Goliath tot geschlagen habe. Sie erzählte auch von den 42 Knaben in Bethel, welche von den Bären zerrissen wurden, weil sie den Propheten Elisa verspottet hatten. Und so kam sie denn herunter bis auf das Neue Testament, und wußte vom Heiland und seinen Jüngern gar viel zu sagen: denn

mit der Bibel war sie gar wohl bekannt, und die Salzburger Exulanten (Auswanderer) hielten es darin, wie alle Gläubigen von jeher, denen das Bibellese verboten wurde: — sie lasen nur um so mehr darin. War aber etwa die Großmutter nicht zu Hause, wenn die Kinder kamen, oder war sie mit einer häuslichen Arbeit beschäftigt, daß sie sich nicht mit ihnen abgeben konnte, so war auch der alte Leonhard Stiegler gleich bei der Hand, ihnen mit einer Geschichte aus den Salzburger Landen aufzuwarten. Am liebsten erzählte er von seinen Glaubensbrüdern und von den Verfolgungen, welche sie miteinander ausgestanden hatten um ihres Glaubens willen; und obwohl die kleinen Kinder noch wenig genug verstanden, so blieb ihnen doch ein Eindruck davon im Gemüt zurück. Der alte Greis mit seinem langen, weißen Haar predigte so ernsthaft an die Kinder hin, wie wenn er eine ganze Kirche voll Menschen vor sich hätte, und die Kinder saßen in tiefer Aufmerksamkeit mit offenem Munde da, als wenn's zu viel wäre für die Ohren, und auch etwas durchs Maul hinein müßte. „Sehet,“ konnte er im Eifer sagen, „nichts geht über die Bibel, und wenn ihr je einmal solltet in den Fall kommen, daß man euch das Bibellese verbieten oder die Bibel nehmen wollte, so gebt sie um keinen Preis her; ja, wenn man euch die rechte Hand abhaut, so haltet sie noch mit der linken fest. Ich kann euch sagen, es hat bei uns im Salzburgerlande viele Leute gegeben, denen es nicht viel besser gegangen ist, und sie haben doch lieber ihre Häuser und Acker sitzen lassen als ihre Bibel. Am Ende waren wir froh, als wir nur das Land verlassen durften, und der Erzbischof wollte lieber Dornen und Disteln auf den Ackern wachsen lassen, als solche Leute in seinem Lande haben, die dem Wort Gottes mehr glaubten als ihm. Es ist ihm aber auch redlich wahr geworden, seine fleißigsten Unterthanen sind haufenweise fortgewandert; es ist gewesen, wie wenn man einen Haufen Steine an einem Bergabhang mit einem Stock in Bewegung setzt:

wenn einmal einer ins Laufen kommt, rollen ihm gleich alle andern nach. Ich will euch nur einige von den Geschichten erzählen, die bei unserem Abzug vorgekommen sind. Eine evangelisch gesinnte Frau von den unsern hatte ihren Reisebündel geschnürt, und war im Begriff, aufzubrechen, und ihren Mann und ihr Kind dahinten zu lassen, weil ihr Mann nicht ihrer Gesinnung war; aber wie hätte sie können ihr Kind, das erst fünf Monate alt war, so dahin geben! „Kann auch ein Weib ihres Kindes vergessen, daß sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes?“ Und doch wußte sie, daß ihr Mann es nicht gutwillig ihr überlassen würde. Was that sie nun? Sie gab den Reisebündel ihrem Mann, er solle ihn aufbewahren, bis sie wieder komme, sie wolle nur noch einmal mit ihrem Kinde allein sein und sich von ihm verabschieden. Sie nahm das Kind auf den Arm und ging hinaus. Der Mann wartete lange, aber die Frau kam nicht wieder; sie war mit den übrigen fortgezogen. — In unserem Dorfe war ein Knabe von vierzehn Jahren, der auch das Wort Gottes lieb hatte und von seiner Bibel nicht lassen wollte. Darüber waren seine Verwandten, die es mit dem Erzbischof hielten, so erbost, daß sie ihm Holzsplitter unter die Nägel schlugen und ihm einige Glieder verstümmelten, um ihn zum Nachgeben zu bewegen. Aber denkt nur! trotz dieser fürchterlichen Schmerzen blieb der Knabe dennoch standhaft. Darauf setzten sie ihm einen Degen auf die Brust, und ließen ihm die Wahl, ob er lieber seinen Bibelglauben aufgeben oder sich durchstechen lassen wolle. In diesem Augenblick bemerkte der Knabe durchs Fenster, daß gerade ein Haufen Auswanderer vorbeizog. Er that einen raschen Sprung durch die Thüre, verbarg sich unter dem Haufen und kam so davon. Im nächsten Dorfe kam dieser Zug von Auswanderern an einem Bauernhofs vorbei, aus welchem ein Weib mit blutender Hand hervorstürzte, um sich an sie anzuschließen. Es zeigte sich, daß ihr Mann aus Grimm gegen ihren

evangelischen Glauben ihr zu guter Leht noch zwei Finger abgehauen hatte. — Ein anderer von den Unrigen war auf der Feste Hohenfalzburg um seines Glaubens willen lange gefangen gehalten worden. Endlich wurde er losgelassen, und erhielt die Erlaubnis auszuwandern. Sein Herz trieb ihn an, noch einmal in sein väterliches Haus zu gehen, um von den Seinigen Abschied zu nehmen. „Gott vergelte Euch Eure gute Zucht!“ so sagte er zu seinem 92jährigen Vater und konnte dann vor Thränen nicht weiter reden. Der Greis war altersschwach und blickte ihn kindisch an; sein feindlich gesinnter Bruder aber stand daneben mit höhnischem Lachen. Das war sein Abschied aus dem väterlichen Hause, der ihm das Herz beinahe zerriß! — Noch eine Geschichte von der Auswanderung will ich euch erzählen. Kupprecht Nester, ein Mann, der sich bisher noch nicht zu den evangelisch Gesinnten gehalten hatte, stand mit seinem Weibe und drei Kindern unter der Hausthüre, als eben eine Schar Auswanderer vorüberzog. Da fühlte er einen innerlichen Drang, sich an sie anzuschließen. Aber seine Frau hielt ihn mit Thränen zurück, weil sie und die Kleinen so eine Reise nicht aushalten würden. Er gab sich zufrieden; als aber der letzte Mann vorüber war, wurde es ihm auf einmal so weh ums Herz, daß er seine lieben Kinder aufsuchte, um sich unter ihnen wieder aufzuheitern. Aber siehe da, von denen war nichts mehr zu sehen: sie hatten einige Kleidungsstücke und einige Brocken Brot zusammengepickt, und waren dem Zuge nachgegangen. Das brach dem Vater das Herz, und er sprach: „Liebes Weib, wir wollen mit!“ — „Ja,“ schluchzte sie, „wohin du willst, in Gottes Namen!“ — Sie ließen Haus und Hof dahinten und eilten den Kleinen nach.“

„Ich wollte,“ fuhr der alte Stiegler fort, „ihr hättet so einen Zug von gläubigen Christen gesehen. Viele Hunderte entflohen über die hohen Gebirge. Schwangere Weiber kletterten über die steilen Felsen; matte Greise

wurden von ihren kräftigen Söhnen getragen und gezogen, Kinder waren auf den Rücken ihrer Eltern gebunden und beteten zu Gott, wann es an schauerlichen Abgründen vorüber ging, oder der Sturm sie von den Höhen herabzuwehen drohte. Hatten sie eine Ebene erreicht, so sangen sie mit einander ein altes, frommes Lied, z. B. Ein' feste Burg ist unser Gott &c. Von Gott will ich nicht lassen &c. Auf meinen lieben Gott verläßt &c. Wer nur den lieben Gott läßt walten &c. Befiehl du deine Wege &c. Selig ist der Tag, an dem ich muß scheiden &c. Oder sie sangen das alte Lied von Joseph Schaitberger, der schon im Jahr 1684 ausgewandert ist. Möchtet ihr gern einige Verse von diesem Lied hören?"

Da die Kinder alle Ja sagten, so sang der alte Stiegler mit seiner schönen Bassstimme folgende Verse vor:

„Ich bin ein armer Exulant,
Also thu' ich mich schreiben;
Man thut mich aus dem Vaterland
Um Gottes Wort vertreiben.

Das weiß ich wohl, Herr Jesu Christ,
Es ist dir auch so ganges;
Jetzt will ich dein Nachfolger sein,
Herr mach's nach dein'm Verlangen.

Ein Pilgrim bin ich halt nunmehr,
Muß reisen fremde Straßen;
Das bitt' ich dich, mein Gott und Herr,
Du wollst mich nicht verlassen!

Den Glauben hab' ich frei bekennet,
Des darf ich mich nicht schämen,
Wenn man mich gleich ein'n Ketzer nennt,
Und will mir's Leben nehmen.

Ach, steh mir bei, du treuer Gott!
Ich thu' mich dir ergeben;
Verlaß mich nicht in meiner Not,
Wenn's kosten sollt mein Leben.

Ketten und Banden war mir mein' Ehr'
Um Jesu willen zu dulden,
Und dieses macht die Glaubenslehr',
Und nicht mein böß Verschulden.

Herr! wie du willst, geb' ich mich drein,
Bei dir will ich verbleiben;
Ich will mich in den Willen dein
Geduldig unterschreiben.

Muß ich auch gleich ins Elend fort,
Will ich mich doch nicht wehren:
Ich hoff gewiß, Gott wird mir dort
Auch gute Freund' bescheren.

So geh' ich hin in Gottes Nam':
Alles ist mir genommen;
Doch weiß ich schon, die Himmelsthor'
Werd' ich einmal bekommen.

So muß ich heut von meinem Haus,
Die Kinder muß ich lassen;
Mein Gott! das treibt mir Zähren aus,
Zu wandern fremde Straßen.

O Gott! führ mich in eine Stadt,
Da ich dein Wort kann haben.
Daran will ich mich früh und spät
In meinem Herzen laben."

Bei diesen Erzählungen war keines von den Kindern aufmerksamer als die kleine Maria, die Tochter eines Beamten, der bei der Spiegelhütte angestellt gewesen war, ein sinniges und zuweilen sogar tiefsinniges Mädchen, das sich aus Mangel an anderer Gesellschaft an die Enkel des alten Stiegler angeschlossen hatte. Als Maria das erstemal in ihrem Leben Eis sah, und man sie fragte, was das wäre, so antwortete sie, es sei eingeschlafenes Wasser. Wie sie fünf Jahre alt war, und ihre Mutter davon reden hörte, daß wir einst zu dem lieben Gott in den Himmel kommen sollen, sagte sie: „Der liebe Gott hätte gleich im Himmel

sollen Erde nehmen und Menschen daraus machen, dann wären wir gleich bei ihm gewesen.“ Ihre Mutter war eine fromme Witwe, die nach dem Tode ihres Mannes wegen beschränkter Vermögensumstände in Spiegelberg geblieben war, weil sie da wohlfeiler leben konnte. Sie hatte damals noch ein anderes Töchterchen von dritthalb Jahren, Lydia genannt. Das gute Kind hatte frühzeitig beten gelernt, und als ihr Vater krank wurde, betete sie lange und ernstlich um seine Gesundheit. Weil's aber nicht besser werden wollte, und er endlich starb, so erklärte sie, jetzt wolle sie nimmer beten. Vierzehn Tage lang ging sie täglich auf das Grab ihres Vaters und rief ihm, aber er kam nicht. Endlich sagte sie, sie wolle zu ihrem Vater, wurde vormittags krank, bekam ein hitziges Fieber und starb nachmittags. — Dieser seltsame Todesfall hatte in dem empfindlichen Gemüth ihrer älteren Schwester Marie einen tiefen schwermüthigen Eindruck hinterlassen, der sie in ihren Kinderjahren fortwährend auszeichnete. Ich habe aber nicht erfahren können, was nachher aus diesem Kinde geworden ist, sonst möchte ich euch gern noch mehr von demselben mittheilen. Nun könntet ihr aber denken, es bleiben alle Gebete der Kinder so unerhört oder werden auf eine so seltsame Art erhört wie das Gebet der kleinen Lydia; ich muß euch deswegen bei dieser Gelegenheit eine Geschichte erzählen, welche sich vor nicht langer Zeit zgetragen hat, und einen Beweis liefert, daß fromme Kinder nicht vergeblich beten. Ein kleiner Knabe aus C. in Deutschland hatte soeben seinen Vater verloren und damit auch die Mittel, sich den nötigen Unterricht für seine künftige Laufbahn zu verschaffen. Er wünschte gar sehr in eine Erziehungsanstalt aufgenommen zu werden, welche von den frommen Christen, die unter dem Namen Herrnhuter bekannt sind, gegründet war. Eben das war auch der Wunsch seiner Mutter. Aber ohne Geld, ohne Freunde, ohne Gönner, arm und unbekannt, hat man wenig in der Welt zu hoffen. Zum Glück für unsern

armen Waisen hatte er von Dem reden hören, welcher reich ist über alle, die ihn anrufen, vom Freund der Unglücklichen, vom großen und mächtigen Herrn über alles, der über Gold und Silber verfügt, wie über die Herzen, nach seinem Wohlgefallen; von Jesu, welcher gesagt: „Lasset die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes!“ Unser Knabe setzte also einsächtig sein Vertrauen auf diesen guten Heiland, glaubte an ihn, und fühlte sich angetrieben, ihn anzurufen. Aber wie zu Jesu kommen? Ich will ihm einen Brief schreiben, dachte er, wo ich ihm alles sagen will. Das that er auch ungefähr in folgenden Worten: „Mein lieber Herr Jesus Christus! Ich habe meinen Vater verloren. Wir sind sehr arm, aber du sagst in deinem Worte: was wir Gott bitten in deinem Namen, das werde er uns geben. Ich glaube, was du sagst, Herr Jesus! Ich bitte dich also, mein Gott, im Namen Jesu, du wollest doch meiner Mutter die Mittel verleihen, daß sie mich in die herrnhutische Anstalt thun kann. Ich möchte so gern weiter unterrichtet werden. Ich bitte dich, guter Jesus, thue das! Ich liebe dich jetzt schon; aber ich werde dich noch mehr lieben. Gib mir auch Weisheit, und alles, was gut ist. Lebe wohl!“

Das Kind legt den Brief zusammen, und überschreibt ihn: „An unsern Herrn Jesus Christus im Himmel.“ Hierauf trägt es ihn ernsthaft und das Herz voll froher Hoffnung auf die Post. Der Postmeister glaubt beim Anblick dieser Aufschrift, der Brief sei von einem Narren, und wirft ihn auf die Seite. Wie er aber mit seinem Geschäft fertig ist, nimmt er ihn wieder, betrachtet die Handschrift, und bemerkt, daß sie von einem Kinde herrührt. Er öffnet den Brief, fühlt sich bewegt beim Lesen dieses kindlichen Gebets und teilt ihn einem Herrnhuter aus seiner Bekanntschaft mit. Dieser liest den Brief in einer Gesellschaft von Brüdern vor. Die Frau Gräfin v. S., die anwesend war, glaubt in den Umständen eine

Aufforderung des Herrn zu erkennen. Sie nimmt den jungen Waisen in ihren Schutz, und bringt ihn in der ersehnten Unterrichtsanstalt unter. So war also der Brief dennoch dahin gekommen, wohin seine Ueberschrift lautete, und das Vertrauen des Kindes wurde nicht zu Schanden. Ich denke, ich brauche euch nicht erst zu sagen, daß der Heiland keinen Brief von uns nötig hat, um zu wissen, wo es uns fehlt; ein jedes stilles Herzensgebet kann den nämlichen Dienst versehen, wenn es nur nicht am einfältigen Glauben fehlt.

3.

Nimm uns, Herr, in deine Schule,
Lehre uns von deinem Stuhle;
Gieb uns stets ein off'nes Ohr;
Sag uns selbst ein Sprüchlein vor!

Johann Georg Schmidgall, nach dem wir uns doch auch wieder einmal umsehen müssen, war bald neun Jahre alt, als er zum erstenmale in die Schule geschickt wurde. Er kam barfuß hinein, obgleich vorher Schnee gefallen war: denn in seinem elterlichen Hause war seither nicht viel erübrigt worden. Der Schullehrer war ein alter Mann, der seinen Unterricht noch nach uralter Weise erteilte: dessen ungeachtet machte der neue Schüler solche Fortschritte, daß er nach Verlauf eines Jahres schon alle seine Mitschüler übertraf und der Erste wurde. Nun fehlte es ihm aber an Büchern. Mit dem Abc-Buch und Spruchbuch war er bald fertig gewesen, und aus dem Gesangbuche wußte er gegen 400 Lieder auswendig, ja fast das ganze Buch. Die Bibel war damals, wo es noch keine Bibelgesellschaften gab, etwas seltenes in den Häusern

armer Leute. Endlich fand er im Hause seiner Großeltern ein ziemlich abgenutztes Neues Testament, das schon im Anfang des 17. Jahrhunderts gedruckt war, und in welchem und statt und stand. Das war ein köstlicher Fund für den lernbegierigen Knaben. Er wollte gar nicht mehr von seinem Buche weggehen, bis er es ganz durchgelesen hatte, und dann las er es wohl zehnmal hinter einander durch. Da fand er nun so manche schöne Geschichte, welche ihm einst seine Großmutter erzählt hatte; und so viele Sprüche, die in seinem Spruchbuche standen, konnte er nun im Zusammenhang lesen. Am Schreiben und Rechnen fand er auch großes Vergnügen; aber da fehlte es immer an Papier, und es kostete viel Mühe, bis er manchmal von seinen armen Eltern einen Kreuzer dazu erhielt. Endlich brachte ihm sein Vater einmal von Bading ein ganzes Buch Papier nebst einer Bibel mit vielen Holzschnitten. Ihr habt bei eurem Reichtum an Büchern keinen Begriff davon, was für ein Jubel in Schmidgalls Hause entstand, als Johann dieses Buch in Besitz bekam. Hundertmal schon hatte er sich darnach gesehnt, die Geschichte von Abraham, Joseph, Moses, David u. s. w. ausführlicher lesen zu können. Kam dann an den Sonntagen Nachmittag oder abends sein Großvater Leonhard nebst noch mehreren anderen Bekannten, so holte Johann hurtig seine Bibel herbei, las der Gesellschaft daraus vor, und erklärte ihnen die Bilder, die in seinen Augen für die größten Meisterwerke galten. Sein Bruder Johannes, der bald darauf auch zur Schule geschickt wurde, verhielt sich nicht so ruhig und folgsam. Er war ein Brauskopf, und das Blut in seinen Adern war so unruhig wie Quecksilber. Immer hatte er mit seinen Mitschülern etwas zu hadern, und sogar bei der feierlichen Schulprüfung durch die Ortsvorsteher packte er einen neben ihm sitzenden Kameraden, und zog ihn an den Haaren herum, weil ihm dieser seine Feder genommen hatte. Den jungen Johann Georg dagegen liebte fast jedermann wegen seines stillen

Betragens und seiner Gutmütigkeit. Er verwendete jede freie Stunde zum Lesen und zum Schreiben, ohne einen weiteren Zweck dabei zu haben, weil ihm eben diese Beschäftigung am meisten zusagte. Da er aber wenig unter die Leute kam, und meistens mit alten Büchern Umgang hatte, so blieb er in der Weltflugeit, in dem gewandten Benehmen, in Vergleich mit andern Knaben seines Alters ziemlich zurück. Von dem, was unter den Menschen Gesetz und Brauch ist, wußte er gar wenig; in der Geschichte der Könige von Israel war er besser bewandert. Es geschah daher nicht selten, daß ihm ein Unschick begegnete, den man von einem Knaben seines Alters nicht erwartet hätte. Einmal z. B. hatte ihn seine Mutter in den Wald geschickt, um für die Kuh Salweidenlaub zu holen. Da er nun nicht genug bekommen konnte, weil ihm viele Salweiden zu hoch waren, und er doch gern bald wieder zu Haus gewesen wäre, um an seine Bücher zu kommen, so kam er auf den Gedanken, den Baum umzuhauen, um das Laub bequem abstreifen zu können, und es fiel ihm nicht von weitem ein, daß irgend jemand sich darüber aufhalten könnte. Er legte auch gleich Hand ans Werk, und fing an, mit seinem kleinen Hiebenmesser so eine große Salweide so lange anzuhauen, bis sie nach vielen ungeschickten und mühsamen Hieben endlich umfiel. Nun konnte er sich ganz gemächlich in den Besitz des Laubes setzen. Allein es reichte lange nicht zu; er mußte von seiner neuen Methode noch weiteren Gebrauch machen, und eine Salweide nach der andern wurde zu Boden gestreckt. Endlich kam jemand vom Dorfe vorbei, sah, was da vorging, und brachte die Nachricht ins Dorf: des „Salzjoseles“ Bub haut draußen im Wald einen Baum nach dem andern um.“ Seine Eltern und sein Großvater Leonhard liefen eiligt hinaus, um der Zerstörung Einhalt zu thun; und Johann Georg machte große Augen, als er hörte, daß er durch seinen Verheerungskrieg gegen die Salweiden seinen Eltern eine reichliche Geldstrafe aufgeladen habe. So

ging es dem kleinen Schmidgall wie einem Stubengelehrten, der den Namen einer Getreideart in zehn verschiedenen Sprachen anzugeben weiß, aber wenn er einmal aufs Land hinauskommt, die Gerste nicht vom Einkorn unterscheiden kann. Leuten, die in der Stadt aufgewachsen sind, und nie etwas von landwirtschaftlichen Verrichtungen gesehen haben, kann ein solcher Verstoß leicht passieren. Ich erinnere mich noch wohl, wie ein solcher gelehrter Herr vor zwölf Jahren in einer kleinen Gesellschaft in meiner Studierstube steif und fest behauptete, er habe in Tübingen gesehen, daß die Garben gebunden werden, ehe man das Korn abschneide. Die Behauptung verteidigte er trotz allem Widerspruch mit Eifer und Hitze, bis ihm mein Nachbar Hans-Michel scherzhaft versicherte, er sei auch einmal in einer Gegend gewesen, wo man das Korn nicht mit Sicheln abgeschnitten hätte, sondern mit Stechnadeln ausgestochen habe. Ähnliches weiß ich aus meiner eigenen Erfahrung, denn ich bin auch ein Stadtkind. Als ich in meinen frühesten Knabenjahren das erstemal ein Stoppelfeld sah, sagte ich zu meinem Begleiter: „nun weiß ich doch auch, wo die Schwefelhölzchen wachsen.“ Ein andermal war ich eines morgens ganz früh auf einen Berg gegangen, um in dem Gartenhaus eines Freundes meine Morgenandacht zu halten. Als ich wieder vom Berg herab der Stadt zuing, lag über dem Thal eine Nebelschichte, welche oben eine grauliche Farbe hatte, wie eine Wolke. Ich erschrak ungemein, denn ich glaubte nicht anders, als es sei eine Wolke vom Himmel gefallen; und da meine Mutter gerade in derselben Zeit auf dem Weg nach dem benachbarten Städtchen sich in diesem Thale befand, so war ich sehr bekümmert um sie, und eilte mit hastigen Sprüngen den Berg herab. Wo mir Leute begegneten, die machte ich aufmerksam, daß eine Wolke vom Himmel gefallen sei, hielt mich aber nicht so lange bei ihnen auf, um ihre Antwort zu vernehmen.

Daß aber der kleine Johann in solchen Geschäften

des täglichen Lebens sich so luntlich benahm, ist ein Beweis, daß ihm sein Bibelbuch lieber geworden war, als alle Waldbüchen, und ihr werdet bereits auf den Gedanken gekommen sein, es stecke ein großer Gelehrter in ihm: aber weit gefehlt! — Er lebte so dahin, ohne sich viel darum zu bekümmern, was sonst noch in der Welt vorging. Wenn ihm seine Eltern was befohlen, so befolgte er es pünktlich und in aller Emselt, ob es gleich oft verfehrt herauskam. Nachdem er das dreizehnte Jahr zurückgelegt hatte, erneuerte er in der Kirche mit seinen übrigen Altersgenossen seinen Taufbund durch ein öffentliches Glaubensbekenntnis. Zu dieser Feierlichkeit hatte ihm sein Vater ein blaues zeugenes Röschchen, ein paar kurze, schwarz-lederne Hosen, eine neue Weste und ein paar neue Schuhe machen lassen. Aber was nun weiter mit dem Jungen anfangen? Das war die Frage, über welche seine Eltern jezt, da seine Schulzeit ein Ende hatte, ernstlich miteinander zu Räte gingen. Der Vater meinte, zu einem Handwerk oder zum Bauerngeschäft sei der Junge doch nicht tauglich, man sollte ihn noch etwas weiteres lernen lassen. „In Sulzbach,“ sagte er, „habe ich einen Bruder; es ist nur eine Stunde dahin, und ist eine rechte Schule dort: da kann er Rechnen und auch etwas Latein lernen.“ Der Mutter leuchtete dieser Vorschlag ein; weil sie aber den Jungen besonders lieb hatte, so machte sie die Bedingung, daß Johann jeden Sonntag nach Hause komme, und erst am Montag früh bei guter Zeit sich wieder nach der Schule begeben.

Johann freute sich königlich darauf, daß er nun Hoffnung hatte, den ganzen Tag am Lernen bleiben zu dürfen: denn in diesem Stück war er kein Alltagsmensch, und der liebe Gott hatte ihm ein vortreffliches Gedächtnis geschenkt. Der Abschied von seinen Eltern und Großeltern wurde ihm leicht, weil er sie ja in jeder Woche wieder sehen durfte; und so zog er mit seinem leichten Reisebündel das Thal vollends hinab bis nach Sulzbach, wo sich die Lauter nach

einem kurzen Lebenslaufe in die Murr ergießt. Sein Unterricht fing von vorn an; zuerst mußte er lesen lernen, und dann die Deklinationen und Konjugationen der lateinischen Haupt- und Zeitwörter. Das war ihm freilich etwas neues und fremdes; aber seine leichte Fassungskraft hatte sich bald hineingefunden. Es waren noch mehrere Schüler da, unter ihnen auch der Sohn des Lehrers, namens Klett, mit welchem er recht freundschaftlich zusammenlebte und lernte. Hatten sie eine freie Stunde, so gingen sie in den Hof hinab, und unterhielten sich mit dem Ballspiel, wobei Klett oftmals von Schmidgalls starker Hand einen derben Wurf auf seine gespannten lederen Hosen erhielt. Dieser Klett wurde nachmals, als Schmidgall in Löwenstein wohnte, Stadtpfarrer daselbst, und wenn er mit Schmidgall zusammentam, erinnerten sie sich mit Vergnügen des Ballspiels in ihrer Jugendzeit.

Johann machte im Lateinischen erstaunlich schnelle Fortschritte. Wenn der Lehrer eine Seite zum Auswendiglernen aufgegeben hatte, und dieselbe hergesagt war, so schaute ihn der Junge bedenklich an, als ob's noch nicht alle wäre. „Hast du noch mehr gelernt?“ fragte der Lehrer. — „Ja!“ — Als die zweite Seite hergesagt war: „Hast du denn noch mehr gelernt?“ — „Ja!“ — Wenn es nun so drei bis vier Seiten fortging, fing der Lehrer an mit seinem Sohne zu zanken: „Du Taugenichts, könntest du nicht auch mehr lernen?“ Und so bekam dieser durch Schmidgalls Fleiß böses Spiel. Da es nun gar nicht nachlassen wollte, so ging der Lehrer einmal expreß zu Johannes Oheim, und fragte ihn: „Hört, Schmidgall, was treibt denn nur euer Johann immer? der muß ja Tag und Nacht fort lernen; wenn ich ihm eine Seite aufgegeben habe, kann er allemal drei bis vier.“ — „O, Herr Klett,“ erwiderte dieser, „den ganzen Tag sehe ich ihn fast in kein Buch gucken.“

Im Rechnen ging's eben so schnell, so daß der Lehrer eines Tages zu dem Knaben sagte: „Hör, Schmidgall, ich

kann mich mit den andern Jungen im Rechnen nicht so abgeben; ich gebe dir daher den Auftrag, wenn sie eine Aufgabe gerechnet haben, ihnen dieselbe durchzusehen.“ So mußten denn die andern jungen Herrchen dem Bauernjungen jedesmal ihre Arbeit zur Durchsicht vorlegen.

Jeden Samstag Abend oder Sonntag früh ging Johann regelmäßig nach Hause, und erzählte seinen Eltern von seinem Lateinlernen; sie fanden aber keinen so großen Geschmac̃ daran, wie der eifrige Erzähler; denn es waren ihnen lauter böhmische Dörfer. Am Montag früh gab ihm dann die Mutter zuweilen einen kleinen Laib weißes Brod mit, damit er sich nebenher etwas zu gute thun könnte, weil ihm die rauhe Kost bei seinem Oheim nicht so ganz behagte. So ging denn das Lernen eifrig fort, und nach Verlauf von dreiviertel Jahren hatte Johann fast alle Mitschüler, die schon Jahre lang Latein lernten, hinter sich. Ihr werdet denken, in dem Schmidgall stecke ein großer Gelehrter: aber weit gefehlt!

4.

Wenn wir in der Einfalt stehen,
So wird's in der Seele licht;
Aber wenn wir doppelt sehen,
So vergeht uns das Gesicht.

Eine kleine halbe Stunde westlich von Spiegelberg führt der Weg durch Eichen- und Buchenwaldung nach einem Berge, der „auf dem Fuz“ heißt. Oben liegt ein Dorf von mehr als 500 Einwohnern, das von ferne aussieht wie ein Hufeisen und ebenfalls den Namen Fuz führt. In diesem Dorfe war ein Zuckerbäcker, der seine Waren draußen herumtrug und oft nach Böwenstein kam,

wo ihm der dortige Kaufmann Gommel viel Zuckerbrot und Kraftlücklein abkaufte. Da er nun so gut mit Herrn Gommel bekannt war, so gab er demselben seinen Sohn in die Lehre. Der war aber ein verzärteltes und verwöhntes Mutter söhnchen, hatte mehr Liebe zum Zuckerbrot als zur Arbeit, und die Kraftlücklein hatten ihn ganz kraftlos gemacht. Weil er sich nun in seine neue Stellung, wo man Arbeit von ihm forderte, nicht schicken konnte, so lief er davon. Nun wurde dem Kaufmann Gommel, der sich nach einem andern Lehrling umsah, verraten, der Salz-Jokle in Spiegelberg habe einen Sohn in Sulzbach, der sei ein ordentlicher, ehrlicher Junge, habe auch einen gelehrigen Kopf und könnte wohl die Kaufmannschaft erlernen. Dem Jakob Schmidgall in Spiegelberg wurde ebenfalls gesagt, daß der Kaufmann Gommel in Löwenstein einen Radenjungen suche und das wäre so ein Plätzchen für seinen Johann. Beiden Eltern war dies ganz erwünscht; sie wußten ohnehin nicht recht, wozu sie ihn bestimmen sollten. Man wurde eins, die Mutter sollte mit dem Sohne nach Löwenstein gehen, um das Weitere zu besprechen und zugleich den Jungen vorzustellen. Johann wurde von Sulzbach abgeholt, zog sein bestes Kleid an, und Mutter und Sohn begaben sich auf den Weg nach Löwenstein, wohin sie nur zwei Stunden zu gehen hatten. Johann trat mit seiner Mutter bei Kaufmann Gommel ein; statt aber den Herrn und die Frau in der Stube zu grüßen, saßte er die dastehende spanische Wand ins Auge, dergleichen er noch nie gesehen hatte, stellte sich vor sie hin und betrachtete sie von oben bis unten. Wie, dachte er, mögen doch die Blumen da hinein gekommen sein und die verschiedenen Gestalten von zahmen und wilden Tieren! Das muß doch ein künstlicher Mann gewesen sein, der dieses alles machen konnte! — Nachdem er genug gesehen hatte, gab er dann auch Auskunft auf die verschiedenen Fragen, die an ihn gestellt wurden. So rückte der Mittag heran; Mutter und Sohn waren eingeladen, mitzuspeisen.

Man trug Erbsen auf und Fleisch, wovon nun einem jeden ein Stückchen vorgelegt wurde. Johann machte gewaltige Augen über die kleinen Stückchen Fleisch im Vergleich mit denen in Bauernhaushaltungen, wo nicht alle Tage welches gegessen wird, aber wenn es geschieht, um so mehr. Als das Essen vorbei war, und jedem ein Glas Wein eingegeschickt wurde, wollte Johann in Beobachtung des Wohlstandes doch auch nicht zurückbleiben, hob sein Glas hoch hinauf, fuhr damit dem Herrn Gommel fast bis unter die Nase und rief: „Auf Ihre Gesundheit!“ Man mußte freilich darüber lachen, hätte ihm aber gern alle seine Höflichkeitsbezeugungen geschenkt.

Unterdessen hatte sich seine Mutter über die Sache mit Herrn Gommel weiter besprochen und bekam beim Weggehen den Bescheid: man wolle ihren Sohn vorläufig auf vierzehn Tage nehmen, um zu sehen, wie er sich anlasse. Damit kehrten die Reisenden fröhlich nach Hause zurück.

Raum waren sie fort, so sagte Frau Gommel zu ihrem Mann: „Aber nein, was denkst du, daß du den Burschen annehmen willst! Der hat ja kein Quentchen Lebensart im Kopf und stieße dir alle deine Gläser ins Gesicht.“ — „Laß mich nur machen,“ erwiderte Gommel; „er hat gethan, was in seinen Kräften stand; und mir dünkt, der Bursche ist nicht so gar dumm, als man glauben möchte. Ich habe seine hellen blauen Augen wohl betrachtet, und wie er so aufmerksam an der spanischen Wand stand. Wenn er meine Belehrungen annimmt, so kann etwas aus ihm werden; ich will's jetzt nur einmal auf vierzehn Tage mit ihm versuchen.“ — Damit war Frau Gommel zufrieden.

Johann seinerseits rüstete sich zu seiner neuen Bestimmung und machte sich viele Gedanken, was er einst für eine Kaufmannschaft errichten wolle und was für schöne Bücher mit Bildern oben auf dem Bänkchen stehen würden, die er durchlesen wolle, und wie er einst auf die Messe reisen wolle und die große Stadt Frankfurt sehen.

Als aber der Oberaufseher in Spiegelberg von dem Plane erfuhr, und Jakob zu ihm kam, sagte er: „Was, Jotele, Ihr wollt Euren Sohn nach Löwenstein thun? Ein Pfefferträger soll er werden und ein Schwefelholz-
händler?“ — „Nun, Herr Kammerrat,“ erwiderte Jakob, „ich weiß eben sonst keinen Platz für ihn; ich will sehen, wie sich's macht, und will's probieren.“

Johann ward also zum Kaufmann bestimmt und trat seine Probezeit an. Gleich den Nachmittag nach seinem Eintritt ging sein Herr mit ihm spazieren, den Berg hinab, auf den Acker. Johann schaute vor sich hin in die Welt hinein und hing seinen Gedanken nach. Wenn ihnen nun jemand begegnete und sie grüßte, so dankte er nicht, obwohl sein Herr neben ihm allemal höflich den Hut abnahm. „Hör, Johann,“ sagte dieser, „wenn dir jemand begegnet, so mußt du allemal deine Mütze herabnehmen und die Leute freundlich grüßen.“ Das befolgte er von da an pünktlich. Den andern Tag zeigte ihm sein Herr, wie man wiegt und wie man mißt und sagte ihm die Preise der gangbarsten Waren, ließ ihn auch wohl allein im Laden, doch so, daß er ihn un gesehen beobachten konnte. Wenn jemand nun kam und etwas holte, das Johann allein hergeben konnte, z. B. Schnupftabak, Salz, Rauchtabak u. dgl., so nahm er das Geld und fuhr flugs damit in seine Hosentasche. Abends fragte ihn sein Herr: wo er denn das Geld für die verkauften Waren hingelegt habe? Ganz treuherzig antwortete der Junge: er habe es da in seiner Hosentasche. — „Nun, so lege es in die Ladentasse,“ war der Bescheid, und von da an that Johann alles Geld in die Ladentasse.

Einige Tage später wurde er um die Frühstückszeit mit einem Auftrage in ein vornehmes Haus geschickt. Herr Gommel unterrichtete ihn aber vorher, wie man sich bei solchen Leuten zu benehmen habe. Sei es Morgen, so sage man, wenn man komme: ich empfehle mich Ihnen, ich wünsche Ihnen wohl geruht zu haben; oder: ich habe

die Ehre, Ihnen einen guten Morgen zu wünschen. Wenn man gehe, so sage man bloß: ich empfehle mich Ihnen; oder: ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen. Wenn man abends komme, so sage man wieder: ich empfehle mich Ihnen; wenn man aber gehe, so sage man: ich wünsche wohl zu schlafen; oder: ich habe die Ehre, Ihnen eine angenehme Nachtruhe zu wünschen. — Das war fast zu viel auf einmal für den guten Jungen. Auf dem ganzen Wege überdachte und wiederholte er die Aufgabe, kam endlich an das bestimmte Haus, machte einen Bückling und sagte laut: „Ich habe die Ehre, Ihnen eine angenehme Nachtruhe zu wünschen.“

Johann mochte bald vierzehn Tage im Hause gewesen sein, da kam sein Herr nach dem Mittagschlafchen mit einer Flinte in den Laden und sagte zu ihm: „Hol mir einmal die Schublade mit dem Pulver her, ich habe einen Baum Borsdorfer Aepfel gekauft; von denen werden mir alle Nacht gestohlen; ich will ein Gewehr laden und heute nacht wollen wir hinaus und hüten. Johann holte den Schieber mit Pulver und stellte ihn vor sich hin auf den Ladentisch. Herr Gommel stand auf der andern Seite des Tisches und untersuchte das Gewehr. Da aber dieses gar kein Feuer geben wollte, so ließ er sich einen frischen Stein reichen, schraubte ihn auf und schlug an. Ein Funke spritzte in die Pulverlade, das Pulver entzündete sich, schleuderte den Johann bis an die Decke des Ladens hinauf, die brennbaren Waren fangen Feuer, die Fensterläden fahren auf, die Thüre patstcht zu und das alles in einem Augenblick. Der ganze Laden wäre bald in Flammen gestanden, wenn nicht der Pulverdampf das ganze Feuer gleich wieder erstickt hätte. Auf den Knall und Rauch, der sich durch die ganze Gasse verbreitete, eilte alles mit Röschwerkzeugen herbei; die Feuerglocke wurde angezogen und in der Stube drüben schrienen Weib und Kinder zusammen. Johann war noch glücklich mit dem Leben dazugekommen, raffte sich auf, ging in die Stube und stellte

sich sogleich vor den Spiegel. Da sah er, daß sein Gesicht über und über verbrannt war und wie ein frischer Braten ausjah. Das Pulver war ihm unter die Haut gefahren und hatte dieselbe mit hinaufgestrupft; vom Anstoßen an der Decke und Herunterfallen an eisernen Haken vorbei, hatte er überdies drei große Schrammen ins Gesicht bekommen und sah gar keinem Menschen mehr ähnlich. Seinen Herrn hatte es wenig verletzt; bloß die eine Seite des Gesichts war vom Pulver etwas getroffen. Sogleich wurde der Wundarzt geholt, der Mühe hatte, dem Brand zu wehren; doch war Johann nach ungefähr acht Tagen ganz außer Gefahr und konnte das Bett wieder verlassen, hatte auch bei seinem Unfall noch einen Nutzen gehabt. Vorher nämlich war sein Gesicht mit Sommerprossen über und über besäet, nun löste sich die Haut nach und nach ab und er bekam eine neue ohne Sommerprossen. Herr Gommel wurde wegen seiner Unvorsichtigkeit um 14 Gulden gestraft, war aber noch wohl zufrieden, daß er so weggekommen, und dankte dem lieben Gott, daß er ihn vor größerem Unglück so gnädig bewahrt habe.

Die Probezeit war vorüber und Herr Gommel wollte den Jungen behalten. Johann versah sein Geschäft zur Zufriedenheit, und in seinen Freistunden suchte er das ganze Haus durch, um Bücher zum Lesen zu finden. Am meisten lag ihm die Erdbeschreibung am Herzen, und endlich fand er im Haus ein uraltes geographisches Werk nebst einer Karte, auf welcher aber nur die beiden Flächen der Erdkugel gezeichnet waren. Dieses Blatt sah zwar von Alter und Schmutz ganz dunkel aus, wie wenn es im Schornstein gehangen hätte; allein für Johann war es doch ein großer Schatz, und bald gab es keinen Punkt mehr darauf, den er nicht gewußt hätte. Es kam ihm auch eine alte französische Sprachlehre unter die Hände, da er aber mit dem Lesen des Französischen nicht zurecht kommen konnte, so mußte er sie ungebraucht liegen lassen. „Das ist doch ein einfältiges und ärgerliches Wesen!“

dachte er bei sich selber, „au und eau soll ich wie o lesen; hätte man nicht gleich ein o hersehen können? Und so geht es fast mit allen Buchstaben!“

Das Badengeschäft begriff er gut; nur mit der kaufmännischen Schreiberei wollte es nicht recht gehen. So brachte er seine Vehrzeit zu, ohne viel Aufsehen zu machen. Gesellschaft hatte er keine und suchte auch keine, seine Bücher ersetzten ihm alles; nur auf die Kirchweihe kam er zu seinen Eltern nach Spiegelberg; aber er sollte jetzt eine andere Stelle suchen, sowohl um seine Kenntnisse zu erweitern, als auch um etwas zu erwerben. Der Herr wird's versehen!

5.

Trag in der Jugendzeit
Dein Joch mit Freudigkeit!
Der ist ein starker Mann,
Der Schweres tragen kann.

Ein Kadendiener des Kaufmanns Pfirsichpfänder in Heilbronn war in das Haus des Kaufmanns Buchschöndurch in Lahr im Breisgau gekommen. Da es ihm aber dort nicht gefallen hatte, so entschloß er sich, wieder umzukehren und sagte dem Herrn Buchschöndurch, er wisse einen jungen Menschen in Löwenstein, der könnte wohl in sein Haus taugen. Hierauf wurde deshalb an Herrn Gommel geschrieben, und dieser wußte nichts einzuwenden; Schmidgall ebensowenig. Er sollte sich auf drei Jahre verbindlich machen, erhielt im ersten Jahre neben freier Kost und Wohnung 30 Gulden Gehalt, im zweiten Jahr 40 Gulden und im dritten Jahr 50 Gulden.

Nach Weihnachten ging die Abreise vor sich. Johann zog seinen schönsten Rock an, packte die geringeren Kleidungs-

stücte in einen Koffer, der durch den Boten abgeschickt wurde, gürtete seinen Hirschfänger um, nahm seinen Stoc in die Hand und wanderte getrostes Mutes der Stadt Bahr zu. Als er auf die Höhe kam, von welcher er zum letztenmal die paradiesische Gegend überblicken konnte, wurde sein Herz von der Erinnerung an alles bisher Erlebte tief ergriffen, und so zog er seine Straße, indem er folgendes Lied still vor sich hinsang:

Mein Gott! Wie vieles Gute hast
Du schon an mir gethan!
Mein armes Herz versinkt ja fast
In diesem Ocean!

Von Kindesbeinen an ergriff
Mich huldreich deine Hand:
Du wachtest, wann der Wächter schlief,
Und halfst, wenn's mißlich stand.

Du fährtest mich auf heitre Höh'n,
Und zeigtest mir dein Licht.
Es konnte mancher Sturmwind weh'n;
Ich hört' und sah ihn nicht.

Wann über mir ein Wetter zog,
So lag ich ohne Harm;
Und als die Pulvermine flog,
Bedeckte mich dein Arm.

Wie dank' ich dir so viele Treu',
So viele Lieb' und Huld!
Wird auch mein Danklied täglich neu,
Doch bleib' ich in der Schuld.

Nun, ich will gern dein Schuldner sein;
Du bist ein milder Herr,
Und forderst nicht gefühllos ein,
Wie harte Gläubiger.

Nimm hin den Zins der Dankbarkeit
Für Gnaden ohne Zahl,
Und schenk mir in der Ewigkeit
Das ganze Kapital.

So wandre ich in deinem Schutze
Getrost hinein nach Vahr,
Und biete allen Mächten Trutz,
Und jeglicher Gefahr.

Wenn du mir nur nicht schrecklich bist,
Mein Gott! zur Zeit der Noth,
Wenn nur mein Herz dich nicht vergißt;
So fürcht' ich keinen Tod.

Am vierten Tage gegen Mittag gelangte er nach Vahr, trat in das bezeichnete Haus ein, und nachdem er alle freundlich begrüßt hatte, schnallte er seinen Hirschfänger ab und lehnte ihn an die Wand. Es wurde ihm aber sogleich zu verstehen gegeben, daß er ihn auf sein Zimmer bringen möchte, das ihm oben im Hause angewiesen war. Der Tag seiner Ankunft war der Neujahrstag, und dieser wurde damals — ich weiß nicht warum — als ein strenger Fasttag gehalten. Für Johann, den die Reise hungrig gemacht hatte, war dies kein willkommenener Gebrauch; er sann lange nach, wie er's doch anzugreifen hätte, um etwas zu essen zu bekommen und bat sich endlich die Erlaubnis aus, in die Kirche zu gehen. Von der Kirche aber ging er geradezu in ein Bäckerhaus, wo der Bäcker eben seine Ware auf morgen fertig gebracht hatte. In der Stube war's recht warm und Johann ließ sich's trefflich schmecken.

Den folgenden Tag ging's an die Arbeit. Herr Buchschöndurch hatte einen Tuchladen, trieb aber daneben noch einen Hanshandel im Großen. Im Hause selbst sah es vornehm aus, ein Umstand, in den sich Johann erst schicken lernen mußte. Herr Buchschöndurch sprach wenig oder gar nicht; wenn ihm aber etwas mißfiel, sah man

es ihm gleich an, denn er bekam einen roten Kopf. Die Familie wohnte unten neben dem Baden, wo eigentlich die Schreibstube sein sollte, und ließ die schönen obern Zimmer leer stehen. Wenn nun Johann in die Stube ging, um sich zu wärmen, so merkte er bald, daß es seiner Herrschaft lieber wäre, er bliebe draußen, damit sie ungestört in ihren eigenen Angelegenheiten miteinander reden könnten. Für die Stadt war er auch nicht sauber genug gekleidet und die Leute warteten vergeblich, bis sein Koffer käme, doch als er endlich anlangte, so zeigte es sich, daß er sein schönstes Kleid anhatte. Herr und Frau Buchschöndurch sahen einander an; Johann aber besann sich nicht lange, nahm sich im Baden Tuch zu Rock und Hosen aus, schaffte sich dazu eine neue Weste, neue Schuhe und einen neuen Hut an, und so durfte er sich nun unter den Leuten sehen lassen.

Im Baden hatte Johann außer den Wochenmärkten nicht viel zu thun, und das war ihm gerade das Unangenehmste, denn ohne Beschäftigung und Bewegung hatte er nur um so mehr von der Kälte zu leiden. Indessen wußte sein Herr gleich Rat, wenn er ihn müßig stehen sah. „Ist alles im Baden aufgeräumt,“ sagte er, „so nimmt man ein Stück Tuch nach dem andern herab, legt es auseinander und reinigt es vom Staube.“ — Diese Beschäftigung war freilich langweilig genug, und Johann hörte es noch viel lieber, wenn man ihn Holz spalten hieß; das erinnerte ihn wenigstens an die früheren Zeiten, und machte warm. Zweimal in der Woche mußte er auf die Post gehen, die eine halbe Stunde von der Stadt abgelegen ist. Das war ihm auch recht, und als es Frühling wurde und wärmere Witterung eintrat, setzte er sich beim Rückweg von der Post gewöhnlich auf einer Anhöhe nieder, über die ihn sein Weg führte, und von welcher aus das Straßburger Münster gesehen werden konnte. Da las er dann die Zeitungen durch, denn Lesen war von jeher seine Lieblingsfache gewesen. Wenn er nur

auch in seinem Haus mehr Bücher gehabt hätte! Aber außer den großen Büchern im Kontor, wo auf der einen Seite Haben steht und auf der andern Seite Soll, hatte er bisher nichts auffinden können, so fleißig er auch unter der Hand die alten Kammern und Winkel durchstöberte. Endlich aber — welche Freude! — entdeckte er eine ganze Kiste voll Bücher, und unter diesen gegen 40 Bände von den „Gesprächen im Reich der Toten. Leipzig 1730.“ Mit diesen setzte er sich nun im Laden vorn an das Fenster, und konnte sich nicht satt lesen; denn das Fach der Geschichte war ihm eben so lieb als die Geographie. Die Leute, welche am Hause vorbei kamen, sahen ihn fast immer lesen, und wußten nicht, was sie denken sollten. Endlich fragte einmal jemand den Herrn Buchschöndurch, was er doch wohl für einen Ladendiener habe; man möge am Haus vorbeikommen, wenn man wolle, so sehe man ihn immer lesen. Der wunderliche Prinzipal schämte sich dessen, legte ein Schloß an die Kiste, und schnitt so dem armen Johann die letzte Erholung vollends ab, die ihm noch übrig geblieben war. Aber der Junge konnte nun einmal nicht ohne Bücher leben, und dachte auf eine Auskunft. Er machte heimlich auf der Rückseite der Kiste ein Band los, holte die Bücher von hinten heraus, nahm sie mit auf sein Schlafzimmer, und las dort halbe Nächte hindurch ungestört fort. Ihr denkt gewiß, aus dem lernbegierigen jungen Menschen werde am Ende doch noch ein Gelehrter werden: aber weit gefehlt!

Unermutet erhielt Schmidgall von seinem Vater ein Geschenk von elf Gulden in einem Wechsel auf Straßburg, und bekam dadurch die Gelegenheit, diese Stadt und den Turm in der Nähe zu sehen. Er reiste also mit erster Erlaubnis dahin, nahm sein Geld in Empfang, und ließ sich ins Münster einführen. Man zeigte ihm zuerst die Kirche und dann stieg er auf den Turm bis zu dem flachen Dache, wo der kleinere Turm ein Ende hat. Nachdem er alles merkwürdige, z. B. die große Uhr, daselbst

gesehen hatte, trat er in die „Vier Schnecken“ ein, stellte aber am Eingang seinen Hirschfänger hin. Mutig wanderte er in die Höhe, erreichte bald das Ende der Vier Schnecken, und von da glücklich die Krone. Aufwärts war's gut gegangen; als er aber umkehren wollte, sah er den Abgrund unter seinen Füßen, und es graute ihm vor der Gefahr. Die Treppen waren schmal, und schwebten fast ohne Geländer frei in der Luft, auch waren sie von dem Anflut der Dohlen, die in Menge daselbst wohnten, über und über verunreinigt und schlüpfrig gemacht. Was war zu thun? Der gute Johann setzte sich auf die oberste Treppe und rutschte so von einer Stufe zur andern herab, weil er befürchtete, schwindelig zu werden, wenn er aufrecht bliebe. Mit leichtem Herzen stieg er darauf die Vier Schnecken hinunter, denn sie sind doch ganz eingefaßt; als er aber unten hinaus wollte, war sein Hirschfänger nicht da, und der Ausgang verschlossen. Jetzt fiel ihm ein, er werde wohl bei den Vier Schnecken nicht in der nämlichen heruntergekommen sein, in welcher er hinaufgestiegen war: er mußte also die vielen Staffeln wieder hinauf, und andere herunter, traf aber wieder nicht den rechten Weg. Zum drittenmal trat er die beschwerliche Wendeltreppenreise an und kam endlich bei der Thüre hinaus, wo sein Hirschfänger stand. Müde und erschöpft von dem vielen Auf- und Absteigen setzte er sich auf dem flachen Dache nieder, um auszuruhen, schlief aber ein. Als er wieder erwachte, stieg er vollends hinab. Da er aber zu dem Thürmer kam, um ausgelassen zu werden, sah ihn dieser verwundert an und fragte: wie er denn hereingekommen sei? Endlich fiel ihm ein, daß er vormittags um 10 Uhr so einen jungen Menschen eingelassen habe, und er mußte herzlich lachen, als ihm dieser von seinem Abenteuer in der Höhe und von seinem guten Schlaf erzählte. „Ja wohl ein guter Schlaf!“ — sagte der Thürwärter — „denn es ist bald Abend.“ — Den andern Morgen kehrte der Reisende wieder nach Zahz zurück, und

zahlte die empfangenen 11 fl. auf Abschlag seiner Kleiderrechnung. Jetzt, da es dem Sommer zugeht, war seine Lage etwas angenehmer: Herr und Frau gingen öfters fort, und dann war niemand mehr im Hause, den er zu fürchten brauchte; er konnte sich ungestört mit seinen Büchern und seinen Gedanken beschäftigen. Bei alle dem war seines Bleibens nicht länger mehr. Weil es ihm an der äußern Politur fehlte, und an der Kunst sich zu verstellen; weil er alles offen und redlich heraus sagte, wie es in seinem Herzen war, so wurde er im ganzen Hause verachtet, und für einen dummen Schwaben gehalten. Er setzte sich daher hin, und schrieb an Herrn Gommel in Löwenstein alles, wie es im Hause beschaffen war, z. B. die Frau habe das Regiment im Hause; das Holzbeil sei seine Feder; wenn er etwas zum Frühstück wolle, so müsse er sehen, daß er's bei den Mägden in der Küche bekomme, u. dgl. — Herr Buchschöndurch sah ihn schreiben, und immer wieder schreiben, und dachte: „was soll doch ein so langer Brief bedeuten! Da steckt gewiß etwas dahinter.“ Als der Brief fertig war, verschloß ihn Johann in seinen Koffer, um ihn bei erster Gelegenheit mit auf die Post zu nehmen. Allein sein Herr schickte ihn unversehens vor der Zeit dorthin, als mußte daselbst etwas angekommen sein, das er holen sollte, und während Johann in aller Eile des Herzens nach Dinglingen auf die Post trabte, wurde daheim sein Koffer erbrochen und der lange Brief gelesen. Man dachte sich, was die Deute für Augen machten, als sie sich so nach der Wahrheit abgemalt sahen! Johann merkte gleich, als er nach Hause kam, daß etwas besonderes vorgefallen sein müsse, denn alle Gesichter sahen bestürzt und verlegen aus; doch war man etwas freundlicher gegen ihn; auch bekam er seinen Kaffee morgens in der Stube; aber von nun an hieß er nicht mehr der dumme, sondern der falsche Schwabe. Erst später kam Johann auf den Gedanken, sein Brief müsse gelesen worden sein, und Frau Buchschöndurch gestand es ihm endlich selbst, und fragte ihn ganz

ernstlich, wie er dazu komme, so nachtheilig von ihrem Hause zu schreiben und es so bloßzustellen? Ob es wahr sei, daß sie das Regiment führe? u. s. w.; doch, sagte sie, es solle ihm von ihnen Beiden verziehen werden, wosern er nur ernstlich widerrufe. Allein daran war von Seiten Johannes kein Gedanke; vielmehr sah er sich eifrig nach einem andern Platz um, wozu ihm sein Herr selbst behilflich war, ging nach Straßburg und Basel, um eine offene Stelle zu suchen, fand aber keine. In dieser Not setzte er sich hin und schrieb an Herrn Gommel einen langen Brief von sechs Seiten, in welchem er seine betrübte Lage auseinander setzte, und ihn dringend bat, ihm doch zu einer andern Stelle zu verhelfen. Ich habe diesen treuerherzigen und kindlichen Brief vor mir liegen, und würde ihn gern ganz abdrucken lassen, wenn er nicht zu lang wäre. Es heißt darin unter anderem: — „wären denn dieses nicht Ursachen genug, ein anderes Mittel zu ergreifen? Ja, die Mehrsten hätten es schon längst gethan; Gott aber hat mir eine solche Geduld gegeben, welche nicht leicht zu überwinden ist. Ich glaube nicht, daß es einem Menschen jemals so fatal gegangen ist als mir; denn von Haus kann man mir mit keiner Hilfe an die Hand gehen: in der Fremde habe ich keinen Menschen, bei welchem ich Zuflucht und guten Rat finden könnte: bin also gar eine verlassene Kreatur.“

Herr Gommel wunderte sich, daß sein Johann so lange Briefe schreiben könne, da er doch bei ihm ein kleines Brieflein nur mit großer Mühe zusammengebracht hatte. Er schickte den langen Brief nach Spiegelberg, und schrieb dann sogleich an Johann, er solle nur zu ihm nach Löwenstein kommen. Er wisse Plätze genug für ihn. Hocherfreut über diese Nachricht packte Johann seine Sachen alsbald zusammen, und schickte sie nach Kehl, damit sie von da durch einen Fuhrmann nach Heilbronn gebracht würden. Herr Buchschöndurch reiste den Tag darauf auch nach Kehl; und Johann vermutete nachgehends, er

möchte ihm seinen Koffer durchsucht haben. Dem sei, wie ihm wolle; der ehrliche Jüngling durfte darüber ruhig sein, und war es auch. Er hatte seine Stelle bis auf die letzte Zeit gewissenhaft und nach Kräften ausgefüllt, war im Geschäft brauchbar, und in der Arbeit so emsig, als ob er ewig hätte dableiben wollen. Mit den Leuten, die in den Kaufladen kamen, ging er offen, freundlich und redlich um, und erteilte ihnen einen guten Rat, wenn sie etwas kaufen wollten, und vielleicht über dieses oder jenes unschlüssig waren. Die Leute hatten ihn aber auch lieb, und wollten lieber mit ihm handeln als mit dem Herrn selbst. Und in der That hatte auch der Laden an Zugang gewonnen, seit Johann im Hause war. Sein Herr mußte es wohl, konnte ihn aber doch nicht aufhalten, und Johann zog fröhlich seine Straße dem alten Heimatslande zu.

6.

Wer Weisheit nötig hat,
Verstand und klugen Rat,
Der suche sie beim Vater droben,
Dann wird das Werk den Meistern loben.

Es war am Fest der Erscheinung, an einem klaren, heiteren Wintertage, als der Jüngling aus dem schneebedeckten Buchenwalde hervorschrift und ihm der alte Turm der Löwensteiner Burg wieder ins Auge fiel; er hatte in seinen Gedanken seine Reise mit der Reise der Weisen aus dem Morgenland verglichen, und sang nun, indem er den Berg hinunter wanderte, folgendes Lied, das ihm gerade einfiel:

Ach, wie schön ist doch das Wandern
— Sei's alleine, sei's mit andern —
Auf den Wästen, durch die Klüfte,
Im Geweh' der Morgenlüfte!
Fröhlich wallt der Pilger fort,
Heute hier und morgen dort.

Täglich wird ein neuer Bogen
Von dem Buche aufgezo-gen,
Welches prangt mit tausend Bildern.
Wer vermag es recht zu schildern,
Der nicht selbst hineingeseh'n,
Gottes Wunder zu versteh'n!

Wenn dich bange Sorgen nagen,
Wenn die Herzen furchtsam zagen,
Greif zum Wanderstab behende,
Und verlaß die dumpfen Wände!
Schau, wie Gottes Berg und Thal
Glänzt von seiner Güte Strahl!

Jene Männer, klug und weise,
Hat's auf jahrelange Reise
Aus dem fernen Ost getrieben.
Wären sie zu Haus geblieben,
Ungekannt von groß und klein
Würde ihre Weisheit sein,

Aber wandre ja nicht weiter,
Ist der Stern nicht dein Begleiter!
Finstre Nächte sind gefährlich;
Dunkle Pfade sind beschwerlich:
Ohne Licht und ohne Schein
Wirst du bald verloren sein.

Furchtlos wirst du fürbaß wallen,
Suchst du Jesum nicht vor allen.
Stehet nicht er selbst am Ziele,
Wird dein Müh'n zum eiteln Spiele.
Wandre ohne Ruh' und Rast,
Bis du ihn gefunden hast.

Herrn Gommel fand unser Jüngling so kränklich, daß er sich seines Geschäfts fast gar nicht mehr annehmen konnte; doch lebte er aufs neue auf, als er seinen Johann wieder sah. Dieser fragte sogleich, wo denn die Plätze seien, die er für ihn wisse? — „Ei,“ erwiderte Herr Gommel, „der Platz ist hier in meinem Hause. Du siehst ja wohl, daß ich meinen Geschäften nicht mehr vorstehen kann; mit allem im Hause bist du wohl bekannt und für dein ferneres Fortkommen wird schon gesorgt werden.“ Johann gab sich zufrieden, und es wurde ihm derselbe Gehalt zugesichert, den er in -Lahr gehabt hatte.

Gegen Ostern nahm indessen Herrn Gommels Kränklichkeit so zu, daß er nicht mehr außerhalb des Bettes sein konnte. Ganze Nächte hindurch hatte er mit Erstickungsanfällen zu kämpfen. Es war in seinem Hause eine große Pfaffische Bibel, in welche er die Namen und die Geburtstage seiner Kinder geschrieben hatte: diese ließ er sich auf sein Bett bringen, und schrieb noch mit zitternder Hand unter die Namen seiner Kinder folgende Worte:

Zulezt nach allen starb auch der Mann.

Nach einigen Tagen ging dieses wirklich in Erfüllung,
— er schlief ein so sanft, wie er gelebt hatte.

Jetzt konnte Johann an kein Weggehen mehr denken. Die Witwe übertrug ihm die ganze Führung des Geschäfts, das durch die Kränklichkeit des Mannes sehr heruntergekommen war. „Hör, Johann!“ sagte sie zu ihm, „bring mir's nur so weit, daß ich von den Kaufleuten keine Zahlungsmahnungen mehr bekomme.“ — Johann versprach zu thun, was in seinen Kräften stehe, nur müsse sie ihn schalten und walten lassen. — Nach Gommels Tode hieß es bei den Leuten: „o die arme Witwe mit ihren fünf Kindern! der bleibt der Köffel in der Tischlade nicht!“ — aber bei der Vermögensuntersuchung zeigte sich's, daß doch ein Grundstock von vierthalbtausend Gulden da war. Jedermann wunderte sich darüber, denn Gommel hatte nichts und seine Frau nur etwa tausend Gulden bei-

gebracht — für ein Kaufmannsgeschäft eine Kleinigkeit; — aber Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit sind noch nie unbelohnt geblieben. Diese vierthalbtausend Gulden steckten nun in der Handlung, im Hause und in einigen Güterstücken; wovon aber sollten die Warenschulden immer bezahlt werden? Die Kaufleute borgten ein halbes Jahr und dann verlangten sie ihr Geld; da kam das Gewerbe oft ins Stocken. Johann war bald besonnen. Er suchte alles im Hause zusammen, was sich zu Geld machen ließ. Da war altes Silbergeschirr, alte silberne Schnallen, Niederhaken, Schatzgelder — alles wurde verhandelt. Im Keller lag Wein; flugs bot er ihn feil, und erlöste gegen 600 Gulden. Eines Tages wurde er auf den Acker geschickt, um nach den Schnittern zu sehen, und die Frucht nach Hause zu besorgen. Unterdessen wurde daheim die Scheune aufgeräumt und die Tenne gekehrt. Als die Frucht schon auf dem Wagen lag, und eben abgeführt werden sollte, kamen zwei Männer von Reisach. Er bot ihnen die Frucht an; sie wurden handelsseins, und er verkaufte ihnen nicht nur die schon geladene Frucht, sondern auch den Acker dazu. Als er nach Hause kam, traf er Frau Gommel in der Scheune, aufgeschürzt und den Fruchtwagen erwartend. „Frau Gommel,“ hob er lächelnd an, „schließen sie die Thüre zu! Frucht und Acker sind verkauft.“ — „Ach nein! du wirst doch gescheit sein!“ — „Ja wirklich, es ist so, ich komme ganz leer nach Hause.“ — Frau Gommel erholte sich endlich von ihrem Erstaunen, und ließ die Sache gut sein, denn sie begriff wohl, daß es zu ihrem Besten abgesehen war. Als aber ihr Schwager auf dem Stöckberger Jagdhaus diese Dinge erfuhr, tobte er fürchterlich und sagte: „ich schieße den Kerl noch tot!“ Kam auch gleich den andern Tag nach Löwenstein und machte seiner Schwägerin Vorwürfe, daß sie einen jungen achtzehnjährigen Menschen so schalten und walten lasse; man meine ja, es gehe spornstreichs dem Verderben zu, da der Wein und ein Stück Gut ums andere verkauft werde. Frau Gommel, die alles

Zutrauen in ihren Verwalter setzte, erklärte ihm die Sache und beruhigte ihn darüber, und Johann ließ sich durch nichts irre machen; er hatte jetzt schon ein hübsches Geld in den Händen.

Das erste, was er that, war, daß er eine verzinliche Schuld abtrug, die in Heidenheim stand; alsdann nahm er eine Rechnung nach der andern vor sich, und zahlte alle Warenschulden in Heilbronn ab; und wenn dort etwas zu kaufen war, ging er selbst hin und zahlte das Gekaufte gleich bar aus. Damit verschaffte er sich auch die Waren wohlfeiler als wenn er sie auf Borg gekauft hätte. So war er einmal an das Haus Reifestrampfst 1100 Gulden schuldig. Er ging hin, bestellte wieder etwas Ware und sagte, sie möchten solche nur einstweilen zusammenrücken, er wolle dann wieder kommen. Als er fort war, stuzte der Kaufmann: „1100 Gulden schuldig und wieder aufs neue bestellen!“ Sogleich schickte er seinen Diener nach, der murmelte so etwas daher, wie es denn mit der alten Rechnung sei, und sein Herr wünschte doch auch etwas Geld zu erhalten. Schmidgall antwortete: sie möchten nur ruhig sein, er werde alles berichtigen. Hierauf ging er in ein anderes Haus, wo er das Geld schon in Bereitschaft hatte, nahm es mit und trug die ganze Rechnung ab. Herr Reifestrampfst schaute gewaltig auf, entschuldigte sich, daß es nicht so gemeint gewesen sei, und war jetzt über alle Maßen höflich. Von nun an bekam die Gommelsche Handlung in Heilbronn und überall, wo es vorher zweifelhaft mit ihr stand, allen Kredit, und die Witwe war nur froh, daß ihr kein Vote mit Forderungsbriefen mehr ins Haus kam. Sie hielt auch ihren Verwalter recht in Ehren, und redete ihm zu, er solle sich doch auch Vergnügen machen. Das war aber nicht Johanns Sache. Er wartete seines Berufs, und ging nirgends hin, als wöchentlich ein- oder zweimal nach Heilbronn, und wenn er dann sein Geschäft ausgerichtet hatte, unterhielt er sich gewöhnlich mit den Kaufleuten über wissenschaftliche und andere Gegenstände.

Die Herren liehen ihm dann Bücher und Landkarten, welche er mitnahm und zu Hause durchlas. Erd- und Völkerkunde waren immer seine Lieblingsbeschäftigung.

Sein jüngerer Bruder Johannes, von dem wir lange nichts gehört haben, war unterdessen auch herangewachsen und einem Töpfer in die Lehre gegeben worden. Nach vollendeter Lehrzeit arbeitete er bei einem andern Meister als Geselle, aber nicht auf Wochenlohn, sondern nach dem Stück, denn er wollte immer seinen freien Willen behalten. Um jeden Tag die erforderliche Anzahl zu fertigen, stand er recht früh auf, und arbeitete so darauf los, daß er schon bis Mittag fertig war. Dann machte er aber auch nicht ein Stück weiter, sondern ging nachmittags spazieren aufs Feld oder in den Wald, und schaute nach den Vögeln. Diese beiden Brüder waren ganz entgegengesetzter Gemüthsart: Johannes äußerst hitzig und leicht aufzubringen, Johann aber gelassen und gleichmütig; Johannes ein Liebhaber vom Reden, wobei es oft recht durcheinanderging, Johann hiegegen ein Freund von Wissenschaften und Büchern. In den langen Sommertagen, wo die Leute auf dem Felde waren, und es wenig zu thun gab, hielt sich Johann oft halbe Tage lang in seinem kleinen Stübchen auf, und schrieb immer fort; was er aber schrieb, sagte er niemanden, sondern zerriß es wieder. Einmal hatte er einen Bogen Geschriebenes klein zerrissen und zum Fenster hinausgeworfen. Die Mädchen im Hause, welche schon lange auf die geheime Schreiberei begierig waren, liefen sogleich hinaus als sie den Papierregen sahen, laßen die Stückchen auf und ordneten sie wieder zusammen: es war ein Aufsatz über lauter geistliche Dinge. Außer dem, was zu seinem Geschäft gehörte, sprach Johann damals wenig; er war ganz in sich gekehrt, und sein Geist lebte in einer höheren Welt. In seinem Innern fühlte er den Frieden, den man keinem beschreiben kann, der ihn nicht schon selbst geschmeckt hat, und ging viel lieber mit Gott um als mit den Menschen. In seinen späteren Jahren konnte man

ihn wohl einmal sagen hören, daß sei seine seligste Zeit gewesen, und er hätte nur gewünscht, daß es immer so geblieben wäre. Diese Richtung seines Herzens auf das Himmlische und Ewige wurde hauptsächlich durch einen Traum veranlaßt, den er um diese Zeit gehabt hatte und der einen tiefen Eindruck bei ihm hinterließ. Er soll uns diesen Traum selbst erzählen.

„Mir träumte, ich sei krank, und sei an dieser Krankheit gestorben, voll der freudigsten Hoffnung, daß mich ein seliges Los treffen werde. Ich erwachte bald wie aus einem Schlummer, und befand mich, immer noch im Traume, in einer andern Welt, auf einer großen, unübersehbaren Wiese, wo ich viele Schattengestalten sah, die alle gegen Osten hin wandelten. Mir war so leicht und wohl, und meine Seele war noch so voll von jener hoffnungsvollen, freudigen Stimmung, daß ich unaufhaltsam auch dahin eilte. Als ich näher kam, erblickte ich eine Frau, welche ein krystallenes Gefäß mit einer roten Tinktur vor sich hatte. Zu dieser Frau drängte sich eine Menge abgeschiedener Menschenseelen, und ich sah, daß sie mit einem silbernen Löffel von dieser blutroten Tinktur nahm, und hie und da einem Schatten gab, welcher dann unverzüglich dem ewigen Osten zueilte. Viele bekamen nichts, und die Frau wies sie mit ihrer linken Hand ab, worauf sie auch sogleich in eine endlose Weite sich entfernten. Endlich war die Reihe an mir; freudig nahte ich mich jener Frau, und — o des Entsetzens! ich wurde abgewiesen. Wie mir zu Mute war, läßt sich nicht beschreiben; zum Glück erwachte ich alsobald, und dankte Gott, daß ich mich noch auf dieser Welt befand. Diesen merkwürdigen Traum schenkte mir mein Herr, damit ich tiefere Blicke in mein Herz thun könnte, daß von eigener Gerechtigkeit nicht leer, und also auch nicht hinlänglich zubereitet war, die vollgültige Gerechtigkeit Christi, die er uns mit seinem theuren Blut erworben, zu ergreifen.“

Diesen Traum erzählte Schmidgall nur ein einziges

Mal, und zwar einem vertrauten Freunde, mit dem er auf einer kleinen Reise war. Schmidgalls Tochter besand sich als ein kleines Mädchen in der Gesellschaft, auf welches die Freunde nicht achteten. Aber während sie mit Blumen und Steinen spielte, hörte sie der Erzählung aufmerksam zu, und bekam gleichfalls durch dieselbe einen tiefen Eindruck, der sie in ihrem ganzen Leben nicht verließ, und auch ihrem Herzen die Richtung auf den ewigen Magnet gegeben hat.

Auf die Frankfurter Messe kam Schmidgall jedes Jahr, machte aber die Reise zu Fuß, war ganz einfach gekleidet, und trug seine Barschaft in Gold bei sich, doch nahm er jedesmal wegen der vielen Straßenbettler auch halbe Kreuzer mit. Einmal hatte er das Unglück, im Odenwald zu verirren; müde und matt erreichte er endlich ein einsam stehendes Wirtshaus. Als er in die Stube trat, saß ein Duzend wilder Bursche, denen man ihr Handwerk ansah, um einen Tisch her, mit Trinken beschäftigt. Er ahnte die Gefahr und sprach nichts. Die Wirtin fragte ihn, ob er nichts zu Nacht essen wolle? „Ja,“ sagte er, „ich habe wohl Hunger, aber,“ indem er seine halben Kreuzer aus der Westentasche zog, „es wird wohl nicht zureichen.“ Er zählte und brachte einen Baken heraus. „Nun,“ sagte die Wirtin, „es langt zu einer Milchsuppe, die will ich Euch geben.“ In kurzer Zeit brachte sie die Suppe und er verzehrte sie hinter dem Ofen. Die wilden Burschen saßen noch vorn an dem Tisch, und ließen sich weidlich Essen und Trinken auftragen; jetzt wandte sich einer um, sah den neuangekommenen Reisenden hinter dem Ofen. „Komm, du armer Schlucker, zu uns hervor,“ rief er, „sollst Essen und Trinken genug haben.“ — Johann weigerte sich; aber da half alles nichts; er mußte gern oder ungern. Sie nahmen ihn in ihre Mitte und schenkten ihm immer ein, mit dem Zuruf: „Trink, Bruder, trink!“ Da sie aber selbst alle betrunken waren, so war es ihm ein Leichtes, den Wein

unter den Tisch zu schütten, statt ihn zu trinken. Endlich wurde allen eine Schlafstätte angewiesen; aber wie erschrak unser Johann, als er sich die seinige neben diesem Gefindel auf dem Stroh zugeteilt sah! Doch faßte er sich gleich wieder, empfahl in einem ernstlichen Gebet Leib und Seele dem Hüter Israels, der nicht schläft noch schlummert, und schließ die ganze Nacht unter dieser wilden Horde ruhig fort. Mit Anbruch des Tages erwachte er; um ihn herum lag's bunt durcheinander, alles noch toll und voll, und seine innere Rocktasche, die mit Gold gefüllt war, lag auf der Brust eines seiner saubern Schlafgesellen. Hurtig, doch leise, raffte er sich auf, schlich sich zur Hinterthüre hinaus ins Freie und lief was er konnte, bis er das Ende dieses Waldes erreichte. Dann dankte er seinem Gott für seine bewahrende Gnade. — Kurze Zeit nachher wurde diese Räuberbande entdeckt und samt Wirt und Wirtin gefänglich eingezogen.

In einem andern Wirtshause vermißte er auf einmal eine Rolle Dukaten. Ruhig setzte er sich zu den andern Gästen beim Mittagessen hin; ja er war noch besonders gesprächig und heiter. Dem Wirt war unterdessen von einem redlichen Finder das Gold gebracht worden. Da er nun vermutete, daß einer von seinen Gästen dasselbe verloren haben werde, so machte er allerhand Anspielungen darauf: wie oft schon Reisende durch allerhand Umstände in Verlegenheit gekommen seien, und Mancher, der auf die Messe gegangen, schon gar unterwegs sein Geld verloren habe. — Niemand gab Antwort. Endlich fragte der Wirt: „Hat denn keiner von der Gesellschaft etwas verloren?“ — Da sagte Johann, er habe heute auch etwas Gold verloren, die und die Gattungen müßten es sein, es habe aber nichts zu bedeuten. — „Hab' ich doch in meinem Leben nichts so gesehen!“ rief der erstaunte Wirt aus, „ein junger Mensch verliert eine ganze Rolle Gold und schnaußt nicht davon; ja, man muß sich noch recht Mühe geben, bis er's nur sagt, und anmerken

kann man ihm ohnedies nichts! — Da haben Sie Ihr Gold, dort jener arme Kammacher von Künzelsau hat es gefunden; geben Sie ihm nur ein gutes Trinkgeld.“ — Daß Johann das herzlich gerne that, versteht sich; von alle dem aber sagte er zu Hause nichts.

7.

Wenn Du mich, Herr, nicht fährst,
Und meinen Gang regierst:
Wie bald bin ich verirrt!
Drum, Jesu, bleib' mein Hirt!

Johann war nun lange im Hause gewesen und dachte an sein ferneres Fortkommen. Der Witwe war aufgeholfen, die Töchter waren herangewachsen und konnten ihr unter die Arme greifen; sie durfte ihn also nicht mehr länger aufhalten, da ihm eine gute Stelle in Eßlingen angetragen war, und er ihr zudem für einen Diener gesorgt hatte, der ins Haus paßte. Johann packte seinen Koffer, verabschiedete sich, ergriff seinen Wanderstab und ging zum obern Thore hinaus. Es war ihm aber nicht zu Mut wie damals, als er nach Lahr ging; sein Herz war wie Blei. Langsam ging er den Berg hinauf; Bangigkeit und Angst drückte ihn, die er sich gar nicht zu erklären wußte. Dennoch ging er weiter, obwohl der Druck immer wuchs, so daß er manchmal sogar stille stehen mußte. Endlich kam es so weit, daß er umkehrte und wieder Löwenstein zuging; in diesem Augenblick war alle Angst wie hinweggeblasen. Aber, dachte er, das wäre doch wunderbar, wieder umzukehren, ich habe ja gar keine Ursache dazu! — Hierauf faßte er den festen Voratz, auf nichts zu achten, sondern eben Eßlingen zuzugehen, es möge auch sein, wie es wolle. Er wendet sich um, und die vorige Angst

martert ihn wieder; dennoch geht er weiter und kommt so fort bis auf das Gaishölzle, die Anhöhe zwischen Löwenstein und dem Lauterthal. Hier stieg die Angst aufs höchste, und statt des ihm so wohlbekannten Waldes und Fahrwegs sah er vor sich eine ganz fremde Gegend, ein unermesslich weites, leeres Feld und mitten darin auf dem Wege einen Mann stehen, der ihm immer winkte, umzukehren. Jetzt half's ihm nichts mehr, er mußte nachgeben und umkehren; und sowie er wieder Löwenstein zinging, war die unbekannte Gegend samt der Bangigkeit verschwunden. Bedenklich trat er wieder bei Frau Gommel ein, stellte seinen Stab an die Wand, sagte irgend etwas Weniges, warum er wieder umgekehrt sei und dachte nicht mehr ans Fortgehen. Frau Gommel erstaunte, sagte aber nichts, und ebensowenig die andern im Hause; es war, als ob er gar nicht fort gewesen wäre. Seine angenommene Stelle kündete er wieder auf und dem neuen Ladenbedienten schrieb er wieder ab, alles in der Stille, und so war jetzt das ganze wieder im alten Geleise. Um dieselbe Zeit bat auch Herr Buchschöndurch in Lahr einen Heilbronner Kaufmann, er möchte ihm doch den Schmidgall wieder verschaffen; aber Johann war jetzt fester als je wieder in Löwenstein angesiedelt.

8.

Geht einst mein Lauf zu Ende,
Dann streck' ich meine Hände
Nach Gottes Himmel aus:
Dort steht mein ewig Haus.

Nun wäre ich eigentlich fertig mit meiner Geschichte, denn ich wollte euch bloß von der Jugendzeit unseres Schmidgall erzählen; aber ihr werdet doch vielleicht auch

gerne hören, wie es demselben noch ferner ergangen und was aus ihm geworden ist. Ich kann euch sagen: etwas Rechtes; und wer sich auf die Menschen ein wenig versteht, der wird es schon lange vermutet haben. Es war ein Haus in der Nachbarschaft feil geworden, und unser Schmidgall, der nun endlich auch einmal ein eigenes Geschäft haben wollte, erwarb es um ein billiges Geld und ließ einen Kaufladen darin einrichten, denn er wollte ein Handlungsgeſchäft eröffnen. Das Bürgerrecht in Löwenstein erhielt er ohne Schwierigkeit; und bereits genoß er so viel Achtung und Zutrauen, daß man ihn sogar zum Rathsherrn wählte, was bei einem ledigen Mann ein seltener Fall gewesen sein mag. Bald darauf wurde die zweitälteste Tochter der Frau Gommel seine Gattin, dieselbe, welche aus Abneigung gegen ihn das elterliche Haus verlassen und ein ganzes Jahr lang fremden Leuten gedient hatte, dieselbe, welche früher einmal, als man sie auf eine solche Verbindung aufmerksam machte, die Erklärung von sich gab: wenn sie auch mit Schmidgall ganz allein auf der Welt wäre, so würde sie ihn doch nicht zum Gatten nehmen. Frau Gommel setzte, nachdem Schmidgall seinen Laden eröffnet hatte, ihr Geschäft mit den übrigen Töchtern fort und Schmidgall besorgte den Einkauf für beide Häuser. Weil er aber mit den Leuten in der ganzen Gegend schon so lange gut bekannt und bei allen beliebt war, so bekam er natürlich bald eine große Kundschaft, und Frau Gommel dagegen sah die ihrige abnehmen. Dies ging ihr sehr nahe und sie klagte oft gegen ihre Töchter darüber. Sobald Schmidgall das erfuhr, war er gleich entschlossen und sagte zu ihr: „Wenn Sie meinen, Frau Mutter, Sie werden durch mich verkürzt, so wollen wir lieber in Gemeinschaft handeln! Was jedes braucht, das schafft es sich an und nimmt das Geld aus der Ladentasse. Ihr Essen ist mein Essen, und mein Essen ist Ihr Essen; Ihre Kleider sind meine Kleider, und meine Kleider sind Ihre Kleider.“ — Das war der Frau Gommel recht,

denn sie konnte dabei nur gewinnen. Schmidgall aber gewann auch, denn ihm war's nur wohl, wenn er den Frieden erhalten konnte. Uebrigens wird man weit und breit wenig solche uneigennützigte Gesellschaftshandlungen finden, wie diese war. Der Segen blieb aber auch nicht aus, und als Frau Gommel starb, konnte sie jedem ihrer fünf Kinder ein Vermögen von 8000 Gulden hinterlassen. Indessen wurde unserem Schmidgall sein Wirkungskreis bald zu eng; sein thätiger Geist kam auf größere Unternehmungen und fand auch bald Gelegenheit dazu. In Gesellschaft eines Heilbronner Kaufmanns legte er in der Nähe von Böwenstein eine große Leinwandbleiche an, betrieb in dem Berge, der Böwenstein gegenüber liegt, ein Bergwerk, das Vitriol und Alaun, später auch Bittersalz lieferte, unternahm für eigene Rechnung einen Holzhandel u. dergl. Zu gleicher Zeit wurde er zum Amtspfleger der ganzen Grafschaft Böwenstein erwählt, und bekam nach und nach noch mehrere kleine Ämter. Seine Geschäftsreisen waren gar nicht kostspielig: er machte sie zu Fuß. Das Fahren war ihm zu teuer, und aufs Reiten verstand er sich schlecht. Einmal nahm er, um schneller weiterzukommen, ein Pferd, aber nur auf einen Tag. Es ging Frankfurt zu, und sein Weg führte ihn durch Eberstadt. Schmidgall hatte gar viel Mitleiden mit allen Tieren; er konnte keines plagen, und ließ seinem Pferde volle Freiheit zu gehen, wohin es ihm beliebte. In Eberstadt wollte nun der Klepper zu jedem Stallthor hinein, und lief bald rechts, bald links. Sein Reiter hatte keine Freude daran, daß ihm die Eberstädter so freundlich zu ihren Fenstern heraus nachschauten. Den andern Tag aber ließ ein Freund von Heilbronn der Frau Schmidgall nach Böwenstein sagen, sie solle doch ihren Mann nicht mehr zu Pferde fortlassen. Wer von Eberstadt zum Wochenmarkt nach Heilbronn gekommen sei, habe von dem Böwensteiner Reiter erzählt. Es sei ja eine Spottschande, sich so zum Gelächter zu machen. Doch darum bekümmerte Schmidgall sich wenig.

Einmal hatte Schmidgall eine ganz eigene Geschichte, die ich euch doch erzählen muß. Es wurde ihm immer aus seinem Laden Geld gestohlen, ohne daß er dem Dieb auf die Spur kommen konnte, so sehr er sich auch Mühe gab. Endlich sah er einmal eine bekannte Frau an der Ladenthüre vorbeigehen und dann schnell durch die Hausflur und durch die Scheune hinauslaufen; auch hatte er einmal bemerkt, daß sie aus dem Laden kam, ohne daß jemand vom Hause in demselben war. Genug, er faßte den stärksten Verdacht auf diese Frau und ging zum Beamten, um ihm die ganze Sache zu erzählen. Dieser ließ die Frau kommen, während Schmidgall sich im Nebenzimmer aufhielt, und fing an sie zu befragen; sie wollte aber von nichts wissen. Er versuchte alle List und Geschicklichkeit eines Rechtsgelehrten; aber anstatt zu gestehen, verlangte sie noch dazu hinreichende Genugthuung. Der Beamte ging ins Nebenzimmer zu Schmidgall, und erklärte ihm, er sei nicht im Stande, die Frau zum Geständnis zu bringen; der Verdacht müsse falsch gewesen sein, und er werde wohl der Angeklagten Genugthuung geben müssen. Nun ging dem guten Mann das Wasser an die Seele; er blickte auf zum Himmel und seufzte. Darauf bat er den Beamten, er möchte ihm erlauben, die Frau in der Amtsstube selbst zu verhören. Der Beamte gestattete es. Indem Schmidgall hineinging, fühlte er sich innerlich besonders gestärkt, nahte sich freundlich der Frau und sagte zu ihr: „Ihr habt mir Geld gestohlen.“ Die Frau wich immer zurück bis an die Ecke des Zimmers, wo sie nicht mehr weiter konnte; aber Schmidgall folgte ihr auf dem Fuße nach, und sagte noch einmal: „Frau, Ihr habt mir Geld gestohlen!“ Angstlich antwortete sie: „Ja, Herr Schmidgall, es ist wahr, ich habe Ihnen Geld gestohlen.“ Schmidgall ging nun wieder in die Nebenzstube zurück, und sagte zum Amtmann: „Sie werden es nun gehört haben? — „Ja wohl habe ich es gehört,“ erwiderte dieser; „aber was tausend können Sie für Künste? Ich habe eine ganze

Stunde lang all meine Wissenschaften erschöpft und kein Geständnis erzielen können. Ich muß doch die Frau nochmals vernehmen, damit ich es selbst höre.“ — Der Beamte ging wieder hinüber zu der Frau, aber sie leugnete wieder wie vorher; gute und böse Worte halfen nichts. Da trat Schmidgall zum zweitenmal auf, blickte der Frau wieder freundlich ins Gesicht und sagte: „Frau, Ihr habt mir Geld gestohlen!“ — „Ja, Herr Schmidgall, es ist wahr,“ erwiderte sie. — „Wie viel habt Ihr mir denn gestohlen?“ — „So und so viel (hier nannte sie die Summe), ich bitte jezt nur um eine gnädige Strafe.“ — Diese wurde ihr sogleich vom Amtmann auferlegt. Als die Frau fort war, drehte sich der Amtmann vor Verwunderung und Aerger auf dem Absatz herum, und rief aus: „Was in aller Welt, Herr Schmidgall, haben Sie getrieben, daß Ihnen die Frau zweimal so plötzlich gestanden hat?“ — Schmidgall lächelte und sagte: „Sie haben's ja selbst mit angesehen.“

Ein anderesmal kam eine Streitsache zwischen einem Juden und einem Christen aufs Rathaus. Da wollte man eben immer den Juden hinunterdrücken, und dem Christen, der das Recht nicht auf seiner Seite hatte, durchhelfen. Schmidgall aber, dem die Ehre bei Gott mehr galt als die Ehre bei den Menschen, nahm sich des Juden an, und legte seine Gründe so kräftig und deutlich dar, daß der ganze Rat überzeugt wurde, der Jude habe recht, und ihm auch sein Recht angedeihen ließ. Nachdem Kläger und Beklagter abgetreten waren, trat Schmidgall auf, und sprach mit ernsthaftem Blicke: „Ein Rathsherr muß mit verbundenen Augen Recht sprechen, und im Geiste die Wage der Gerechtigkeit immer spielen lassen.“ — Durch diese Geschichte kam Schmidgall auch bei der ganzen Judenchaft der Umgegend in hohes Ansehen.

In der Kinderzucht war Schmidgall streng; machte aber immer einen Unterschied zwischen Bosheit und Unbedachtsamkeit. Einer seiner Knaben hatte einmal ein

ganz neues Kleid bekommen. Voll Jubels eilte er auf die Gasse, hüpfte über den Wassergraben hinüber und wieder herüber, immer hinüber und wieder herüber; auf einmal — patsch! lag er im Graben. Die Eltern hatten ihm zugeesehen. Weinend und überall mit Wasser und Rot bespritzt kam er herauf. „Wenn du aber dem Jungen nicht den Hintern recht voll giebst, so will ich doch auch sehen!“ sagte die Mutter. Der Vater fragte den Knaben: „Was ist dir denn geschehen, daß du so kotig bist?“ — „Ich bin ins Wasser gefallen.“ — „Hast du's denn mit Fleiß gethan?“ — „Nein.“ — „Nun, so laß dich eben ausziehen, und gieb ein andermal besser acht.“ — Damit war die Sache abgethan. Wenn aber ein Kind nicht bei der Wahrheit blieb, das wurde derb gezüchtigt, und eben so sehr sah Schmidgall auf schnelles Gehorchen. Für jede Unfolgsamkeit oder Bosheit machte er einen Strich über die Thüre, und wenn eins drei Striche hatte, so folgte die Züchtigung; aber nicht auf der Stelle, es stand oft viele Tage an. Die älteren Kinder hatten es hierin am schlimmsten: denn als diese einmal gewöhnt waren, so richteten sich die jüngeren nach ihnen. Der Mutter mußten sie eben so gehorsam sein, wie dem Vater.

Armen und ratlosen Leuten zu helfen war Schmidgall ungemein bereitwillig. Selten verging ein Tag, ohne daß Leute gekommen wären, die Geld oder Rat von ihm verlangten, besonders im Jahre 1817 in der theuren Zeit. Da besann er sich dann, wenn ein Armer kam, nicht lange, ob er's auch wieder bekommen werde; er gab eben immer fort. Es gab aber auch am Ende in der ganzen Gegend keinen Saut mehr, bei dem nicht der Johann Schmidgall vorgekommen wäre; und der Amtmann von Löwenstein sagte oft im Scherz: „Frau Schmidgall, Sie müssen Ihrem Mann noch einen Pfleger setzen.“ Schmidgall lächelte aber dazu und dachte mehr an das ewige, als an das zeitliche Gut.

In seinen letzten Jahren lag es ihm besonders an,

in seinem Lebensgang zu forschen, ob nicht ein und anderes ungerechte Gut zu seinem Vermögen gekommen sein möchte. Einmal ließ er seine alten Amtspflege-Rechnungen aufs Neue durchsuchen, weil er über einen Posten von 300 bis 400 Gulden nicht ganz im Klaren war und beruhigte sich erst, als nach mehrmaliger Prüfung sich zeigte, daß alles in der besten Ordnung sei. Ein anderes Mal schickte er ohne weiteres ein Päckchen Geld an ein Mannheimer Handlungshaus, ohne daß jemand dort einen Kreuzer von ihm verlangt hatte. Bloß ein dunkler Gedanke, er könnte es noch schuldig sein, veranlaßte ihn dazu.

Bei alle dem aber wurde er kein armer Mann; Gott segnete seine Redlichkeit und ließ an ihm die Verheißung wahr werden: „Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das übrige alles zufallen!“

Unterdessen war sein alter Vater, Jakob Schmidgall, im 82sten Lebensjahr ruhig entschlafen; seine Elisabeth war ihm vorangegangen, wie auch seine Tochter Christine. Schmidgall hatte noch die Freude erlebt, seine Eltern in ihrem Alter reichlich unterstützen zu können. Der unruhige Johannes war nach langen Irrfahrten zu seinem Bruder in Löwenstein zurückgekommen und wurde als Arbeitsaufseher im Bergwerk angestellt. Schmidgall selbst wurde nach und nach ein alter Mann. Er sah seine Kinder um sich her aufblühen und heranwachsen. Sein Geschäft war gediehen. Im Städtchen und in der Umgegend genoß er allgemeine Verehrung und Liebe. Der Mann, der als armer Knabe Krebs im Bach gefangen und dürres Holz im Walde zusammengelesen hatte, wurde als Greis von dem Fürsten von Löwenstein, als dieser seinen Stammort besuchte, zur fürstlichen Tafel gezogen und saß neben der jungen Prinzessin, die er aufs angenehmste unterhielt, obgleich er bis in sein Alter die Einfachheit und Kunstlosigkeit seiner Jugend beibehalten hatte und die Fürstentochter nicht anders anredete, als: „Jung-

fer Prinzessin.“ In seinen alten Tagen wollte er vom Rathhaus und den Stadtangelegenheiten nichts mehr hören, betete aber ganze Stunden lang in seinem Innern fort, und unterhielt sich mit seinem Herrn und Heiland. Schon viele Jahre ging er nie aus dem Hause, ohne seinen Ausgang und Eingang dem Herrn zu empfehlen, und es war rührend anzusehen, wenn er hinter der Hausthüre sein kahles Haupt mit den wenigen Silberlocken entblöste, die Hände faltete, einen andächtigen und getrosten Blick nach oben warf und ein kurzes Gebet aus dem Herzen verrichtete. Ein Verschen aus dem Brüdergesangbuch war ihm besonders wichtig und lieb, und weil er seinem Gedächtnis nicht traute, so schrieb er sich's auf ein Papierchen, das er immer in der Westentasche bei sich trug. Das Verschen heißt:

„Wenn mir kam eine böse Lust,
So dankt' ich Gott, daß ich nicht muß';
Ich sprach zur Lust, zum Stolz, zum Geiz:
Dafür hing unser Herr am Kreuz!
Da macht ich keinen Disputat;
Sondern das war der kürz'ste Rat:
Ich klagt' es meinem Herrn so bloß,
Da wurd' ich's immer wieder los.“

Am 6. Oktober 1825, nachmittags 4 Uhr kam die Stunde seiner Ausspannung. Ich habe den lieben Greis leider nicht persönlich gekannt, aber seine Kinder und Enkel kenne ich und wünsche von ganzem Herzen, daß der Segen des Verewigten in reichem Maße auf ihnen ruhen und etwas davon auch auf die Leser dieses Büchleins kommen möge.

Der Gerechte ist wie ein Baum gepflanzt an den Wasserbächen, der seine Frucht bringet zu seiner Zeit, und seine Blätter verwelken nicht, und was er macht, das gerät wohl! (Ps. 1.)

Das Sonntagskind.

Erzählung von Dr. G. H. v. Schubert.

Der große, weltberühm'te Gelehrte, der Engländer Isaac Newton, war an einem Christtag (am 25. Dezember 1642) geboren, und es hat noch mehrere treffliche Leute gegeben, deren Geburtstag auf einen hohen Festtag der Kirche fiel. Noch viel gewöhnlicher als solche Festtagskinder sind die gewöhnlichen Sonntagskinder; man legt auch diesen manche glückbringende Eigenschaften bei, aber nur wenige wird es darunter geben, die sich das zutrauen möchten, was das Sonntagskind, von welchem wir hier erzählen wollen, sich selber und andern mit einer seltenen Zuversichtlichkeit zumutete.

Zu Leipzig kam einmal ein junger Mensch in einen Gasthof, nahe bei dem Raststädter Thor, und ließ sich ein Zimmer anweisen; „denn,“ sagte er, „es kann sein, daß ich mehrere Tage hier bleiben muß, bis ich mein Geld erheben kann.“ Er ging bald darauf aus, kam wieder, ließ sich das Essen an der Wirtstafel recht wohl-schmecken, und dergleichen that er am zweiten und dritten Tag. Dem Wirte war die große Einfachheit der äußeren Einrichtung, die er an seinem Gast bemerkte, etwas auffallend; denn dieser führte weder Koffer noch Kiste, auch nicht einmal ein Päcklein, das man etwa unter dem Arm oder in der Tasche trägt, bei sich, sondern alles, was er hatte, das trug er an und mit sich, und wenn er auch zuweilen beim Ausgehen seinen Stock oben im Zimmer stehen ließ, so war dieses doch nur ein Ziegenhainer, an Wert von nur zwei Groschen.

Uebrigens war an dem jungen Menschen nichts auszu sehen; er verzehrte ebensoviel als die andern Gäste und eher noch mehr als diese; ließ sich mehrmalen Wein geben, der dort ziemlich teuer ist, „denn,“ sagte er zu einem andern Gaste, welcher bloß Bier trank, „man muß dem Wirt auch diesen größeren Profit, den er am Weine hat, zuweilen vergönnen.“ Und so hörten die Wirtsleute und ihre Dienstboten noch sonst manche Aeußerung der Großmuth von ihm, nur kein Geld konnten sie bei ihm zu sehen bekommen. Endlich, da gerade Samstag war, schickte der Wirt die Rechnung für Kost und Logis zu ihm hinauf in das Zimmer mit der höflichen Frage, ob der gnädige Herr nicht auch, wie die meisten andern Gäste hier in diesem Wirtshaus, am Ende der Woche bezahlen möchte?

„Sage dem Herrn Wirt,“ so antwortete der Fremde dem fragenden Hausknecht, „daß ich hier in Leipzig 500 Thaler zu erheben habe; sobald dies geschehen, soll derselbe seine Bezahlung erhalten und auch du sollst dann, wenn du mich ferner gut bedienst, ein reichliches Trinkgeld empfangen, denn auf etliche Thaler kommt mir's dabei nicht an.“

Der Wirt, der ein gutmüthiger Mann war, dachte: Es hat mich schon mancher bezahlt, von welchem ich's kaum erwartet, und mancher betrogen, dem ich's nicht zutraut hätte; so will ich's denn auch von diesem noch etliche Tage abwarten, zu welcher Sorte er gehört. Zu den Pfliffen kann ich ihn einmal nicht zählen, sondern eher zu den Sumpeln, vor deren Ranten man sich hierzulande nicht sonderlich fürchtet.

Der Gast ließ sich am andern Tage sein Frühstück und sein Mittagessen ebenso gut schmecken als in der vorhergehenden Woche; am Nachmittag ging er, denn es war schönes Wetter und der Sonntag lockte viele Leute hinaus ins Freie, nach dem Milchgarten und nach dem Ruchengarten, dann auch noch gegen Gohlis hin, kehrte aber nirgends ein und verzehrte keinen Heller; „denn,“ so sagte er zu einem jungen Handlungsdiener, den er an der Wirt's-

tafel kennen gelernt hatte, „ich will mir meinen Appetit zum Abendessen nicht verderben und das Geld lieber meinem Wirte zuwenden.“

Als am Montag wieder alle Kaufmannsläden und Wechselkontore offen waren und der junge Fremde am Mittag zur Essenszeit wieder von seinem gewöhnlichen Gange nach den Gassen und Gäßchen der Stadt nach Hause kam, nahm ihn der Wirt beiseite und fragte ihn, ob er wohl gute Geschäfte gemacht und seinen Wechsel in bare Münze umgesetzt habe?

„Ein Wechsel,“ sagte der Gast, „ist das, was ich bei mir habe, eigentlich nicht, sondern ein anderes sicheres Papier, von welchem ich jedoch heute noch keine Anwendung machen konnte.“

„Also eine Anweisung,“ fragte der Wirt weiter, „und an welches Handelshaus oder an welche hiesige Buch- oder Kunsthandlung lautet diese Ihre Anweisung?“

„Das Handelshaus, welches das Geld zahlt,“ erwiderte der Gast, „wüßte ich selber nicht genau zu sagen; es ist aber gewiß ein recht großes, reiches; es ist mit D. & unterzeichnet.“

„Ei, wie so?“ sprach der Wirt ganz verwundert, „dergleichen Anweisung ist seltsam, lassen Sie mich dieselbige doch sehen.“

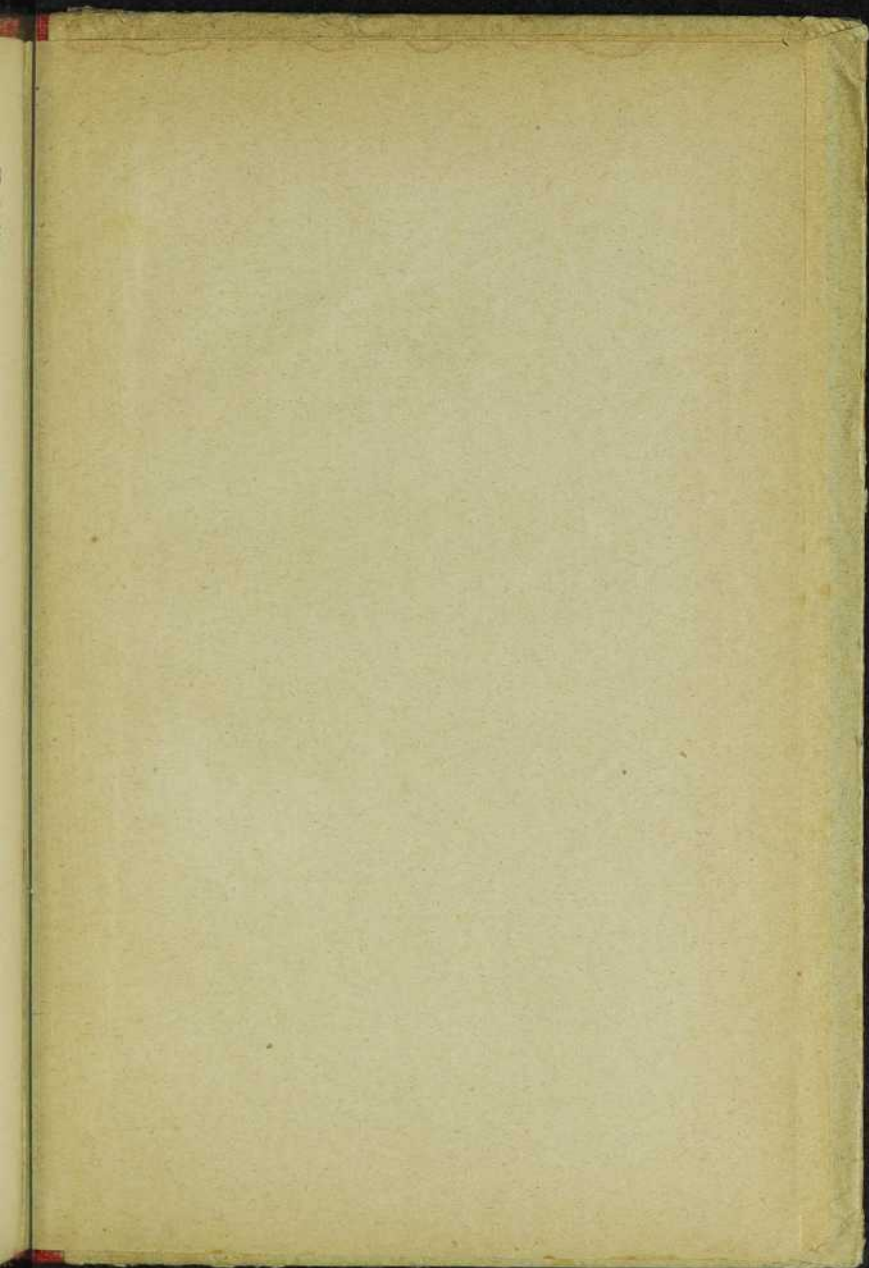
Der junge Mensch zog ganz unbefangen ein Briefcouvert aus der Tasche, in welchem ein Blatt aus der Leipziger Zeitung lag, das er dem Wirt vors Auge hinhielt und dabei mit dem Finger auf folgende gedruckte Anzeige deutete: „Eine Briefftasche in rotem Cassian, enthaltend mehrere wichtige Papiere, ist in hiesiger Stadt verloren gegangen. Der ehrliche Finder wird ersucht, dieselbe auf dem Anfragebureau der hiesigen Polizei abzugeben und kann daselbst, nach vollständiger Ablieferung des Vermißten, sogleich 500 Thaler für seine gefällige Dienstleistung erheben.“

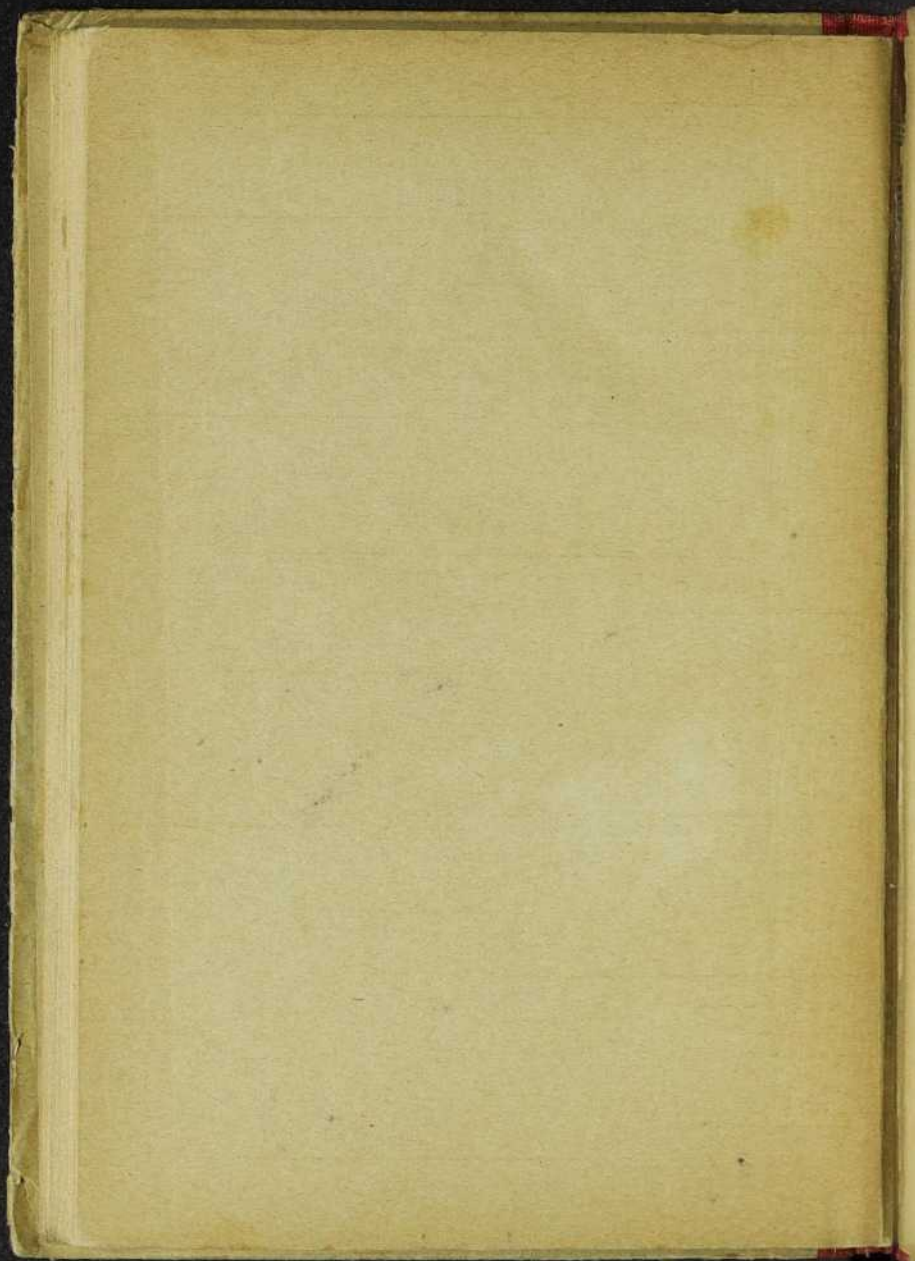
„Sehen Sie,“ fuhr der Gast mit einer wichtigen Miene fort, indem der Wirt dabei ein wunderbar langes Gesicht

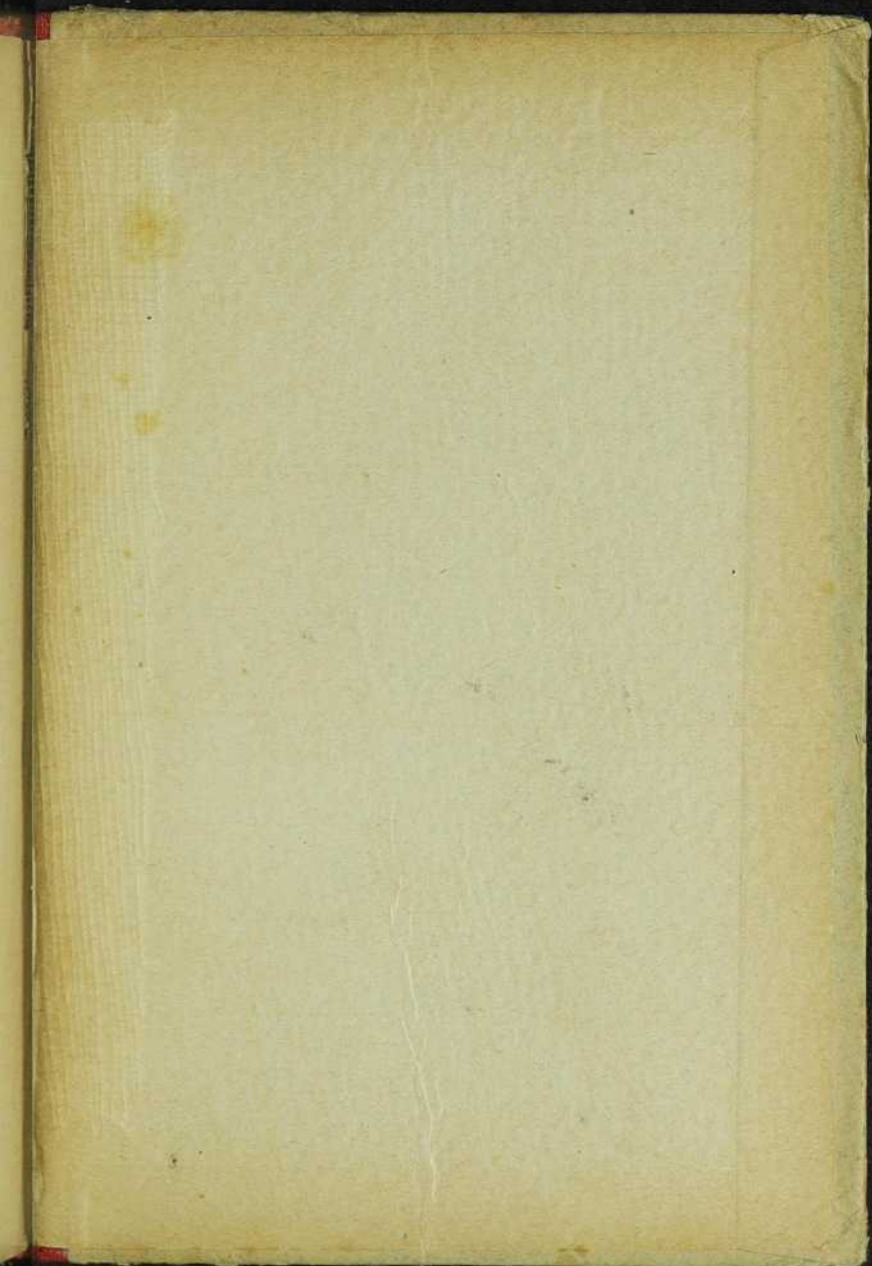
machte, „ich bin ein Sonntagskind, habe ein besonderes Glück im Finden und habe auch erst neulich unseres Nachbarn, der ein Musikanst ist, Violine, nachdem sie derselbe beim Nachhausegehen von einer Hochzeit in der Trunkenheit hinter einem Gartenzaun hingelegt und am ganzen andern Tage vergeblich darnach gesucht hatte, glücklich wieder aufgefunden. Deswegen wird mir's sicherlich auch an dem Auffinden der Briestafche nicht fehlen; nur ist die Stadt groß und ich bin in den wenigen Tagen doch noch nicht durch alle Seitengäßchen oder Durchgänge und noch weniger in alle Höfe gekommen, in deren einem der vornehme Herr, der die 500 Thaler ausbezahlt, ebensowohl seine Briestafche kann haben liegen lassen, als auf der offenen Straße.“

Der geneigte Leser wird bei dieser Erzählung vermutlich dasselbe denken und sagen, was der zornige Gastwirt dachte und auch unverhohlen aussprach, nämlich, daß der junge Mensch ein Narr gewesen sei, und ich kann nicht leugnen, ich selber meine, daß derselbe nicht gar weit von dieser Sorte von Deuten entfernt war. Aber zugleich frage ich den geneigten Leser, ob er nicht Deute kennt (vielleicht sitzen sie nicht weit von ihm, oder es kann sein, daß er selber von ihrer Sorte ist), welche eben solche Streiche machen, wie unser Briestafchenfucher. Vergleichen Deute sind solche, welche ihr Geld gerade dann, wenn sie desselben am nötigsten brauchen, auf einen Dunghaufen werfen, in der Meinung, daß es daselbst wie ein Basiliskenei fruchtbar werden und sich vermehren solle. Ich meine hiermit die, welche in die Lotterie setzen, wobei sie ungefähr ebensoviel Sicherheit haben, etwas zu gewinnen, als der erwähnte junge Mensch zum Auffinden der Briestafche.









6-

Johann Schmidgall's
Jugendjahre.



Eine Erzählung für Christenkinder

von

Dr. Chr. G. Barth.

===== Neue Ausgabe. =====



Verlag von Carl Hirsch.
Stonkantz.



ZS 171 F4

UB BIELEFELD
990/4399662+01



K

KLZ

99

ZS 171

F4